

✓ Margot Frohmann, née Reichmann  
Memoirs b. 1898 in Beuthen, Upper Silesia  
(now Poland). Family settled in V. Silesia for 100  
years. Husband's family in Hesse more than  
200 years. Beuthen in coal region, not  
far from Breslau. Father's occupation chiefly in  
beer to the coal workers and restaurants etc  
Poverty and drunkenness. Emigrated to  
Chile in 1939

Description of home and business quarters.  
Description of winter season, ice, etc  
Home environment, good upbringing  
Early childhood, schooling. Temporary  
stay in Berlin due to epidemic in Beuthen  
Horse drawn buses

Rabbi  
Kopfschtein  
  
Rabbi Dr.  
Lazarus

Reference to the usual events connected  
with schooling, leisure activities, etc.  
Parents fully assimilated, but uncle  
and aunt religious. Synagogue on J. holidays  
Other members of the family had been baptized  
acquainted with and visited Cath. & Protest.  
Churches. Church processions and parade,  
Trips during vacation (Riesengebirge)

Visits to relatives  
High school in Katowitz, not far from  
Beuthen - theater and music - WWI  
Reinhardt. Rebellious Greeks  
Med. Cal studies in Frankfurt, lived  
in a pension. Engagement and  
marriage to Herbert in Dresden -  
Kapp Putsch - Husband Herbert  
had lost one leg in the war.  
Artificial limb.

2 - Assassination of Rathenau 1922  
the beginning of the events leading to Hitler  
Death of presid. Friedr. Ebert  
Political unrest - Right and Left  
Kohmann  
- Oppenheimer  
Hitler in power in 1933, boycott.  
J. children expelled from schools.  
Other insulting incidents.  
Husband Herbert, banker, spied over  
and followed.  
Arranged for a visa to Chile 1939

---

A run-of-the-mill, brief memoir (auto-  
biography) of a woman, daughter of a well-  
to-do Jewish merchant in Bielefeld, her  
schooling, interrupted medical studies,  
marriage to a man wounded in WW I  
(lost one leg), their children, his employ-  
ment in a bank, events during Weimar  
Republic assassination of Rathenau, coming  
of Hitler, etc and final emigration  
to Chile where they had relatives.



LEO BAECK INSTITUTE

129 EAST 73rd STREET • NEW YORK, N. Y. 10021 • RHineland 4-6400

DEED OF GIFT

NAME OF DONOR: Margot FROHMANN née REICHMANN

ADDRESS: Casilla 16248, Correo 9, SANTIAGO de CHILE

Conveys to the Leo Baeck Institute the following (brief description/size):

Autobiography, covering my life in Germany, until my emigration together with my family, to Chile in 1939.

As an unrestricted gift/extended loan/ or purchase and transfers legal title to the Leo Baeck Institute.

Copyright and literary property right in the collection is held by donor (or transferred to the Leo Baeck Institute). Restrictions or exceptions noted:

Unrestricted gift.

I agree that scholars may copy material with/without my permission. This collection is open to all bona fide researchers. Restrictions on collections:

No restrictions.

I agree that any materials in the collection felt to be inappropriate to the Library of the Leo Baeck Institute can be disposed of by the Library as is seen fit ----- please specify if duplicates should be returned to the donor.

DONOR SIGNATURE: Margot Frohmann Paul Meyer

DATE: Santiago, Chile, October 22, 1994

ELSA MOTTEK DE FREUDENTHAL  
SANTIAGO DE CHILE

CORREO 9  
CASILLA 16248

November 5, 1994.

LEO BAECK INSTITUTE  
129 East 73rd Street  
New York, N.Y. 10021.

Attention: Dr. Diane R. Spielmann  
Dr. Frank Mecklenburg.

Dear Dr. Spielmann:

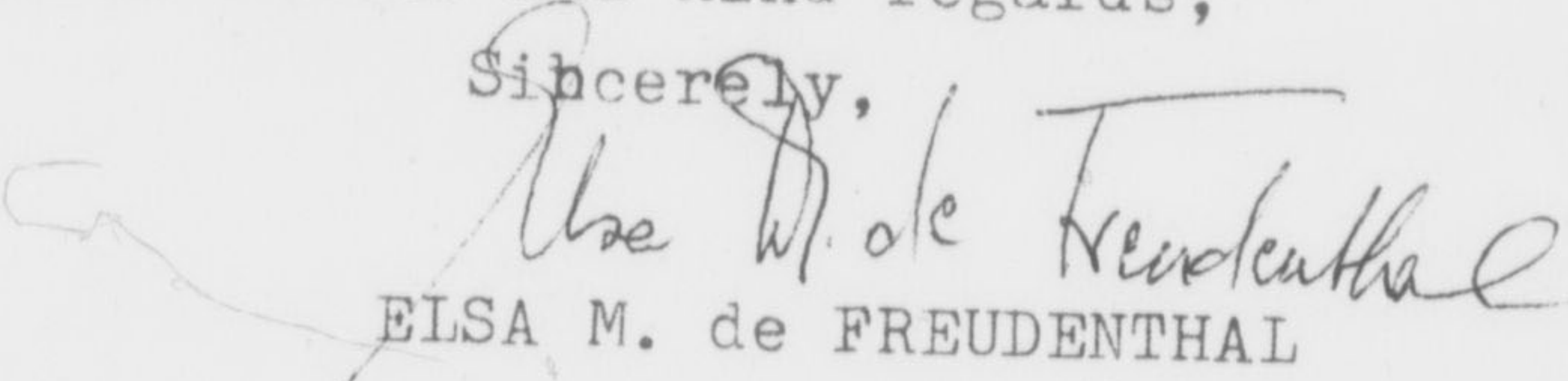
Thank you very much for your kind letter  
of Oct. 13, with enclosures.

We are very pleased indeed to let you  
have Mrs. Frohmann's autobiography, which I enclose herewith,  
together with the Deed of Gift, duly signed by Mrs. Frohmann.

We also read with interest the descriptive  
material of the Leo Baeck Institute during the last 2 years.

With renewed thanks and kind regards,

Sincerely,

  
ELSA M. de FREUDENTHAL

Encl.

REGISTERED.



Margot Frohmann née Reichmann  
Santiago, Chile, 1946



Herbert Frohmann  
Bad Homburg, 1956.



Margot Frohmann née R.  
Frankfurt, 1974.



Margot Frohmann nee Reichmann  
Santiago, Chile, 1946



Herbert Frohmann  
Bad Homburg 1956



Margot Frohmann nee R.  
Frankfurt, 1974

M. Frohmann

Oft haben meine Enkel mich gebeten, ihnen aufzuschreiben, wie einmal das Leben in Deutschland und Europa war; wie mein Leben dort war, denn sie sind ja in Chile geboren und haben nur nach dem 2. Weltkrieg flüchtig Westdeutschland bereist. Nun, da ich am Lebensende stehe und wieder, nach 7 Jahren in Frankfurt/Main, in Chile ein ruhiges Leben führe, wird es Zeit, mein Leben und meine Erinnerungen aufzuzeichnen.

Ich bin 1898 in Beuthen-Oberschlesien geboren, das nach dem 2. Weltkrieg polnisch wurde. Nach den Forschungen und Erzählungen meines Vaters war meine Familie mehr als 100 Jahre im Schlesischen ansässig, während die Familie meines Mannes Frohmann mehr als 200 Jahre im Hessischen lebte. Beuthen liegt im ober-schlesischen Kohlerevier, die Landschaft ist flach und sicher eine der wenigst schönen Teile Deutschlands gewesen. Aber es gab dort unendlich grosse Nadelwälder und weiter südlich in der Nähe von Pless auch einige schöne Seen. Was aber auf mich den grössten Eindruck machte, waren die grossen Grubentürme und Hochöfen, besonders zur Nacht. Wenn man in der Dunkelheit von Breslau nach Oberschlesien kam und die Glocken der Hochöfen sich öffneten und das grosse Feuer ausspien, und der Himmel hell erleuchtet wurde, so spürte ich immer eine grosse Erregung, so oft ich auch auf dieser Strecke fuhr. Hier in Chile auf einer Südenreise sah ich in Corral, ganz nahe an der Küste 3 Hochöfen, aber wenn man das grosse Kohlen- und Hüttenrevier erlebt hat, so wirkt das beinahe wie Spielzeug. Wir wohnten in der Gartenstrasse, ganz nahe dem Hauptbahnhof und gegenüber dem zweiten, dem Rechten Oderuferbahnhof, den es in meiner frühen Jugend noch gab und der erhöht von der Strasse lag, sodass wir im Winter die Böschung hinunterrodeln konnten. Denn es gab eine Rechte-Oderufer Bahnhofstrecke, die von der Hohenzollerngrube über Karf, Tarnowitz, Lublinik, Kreuzburg nach Breslau führte und wohl hauptsächlich zum Abtransport der Kohlen diente. Später wurde dieser 2. Bahnhof abgerissen, die Böschung abgeschleift und Bahngelände dahin gesetzt. Die Züge gingen alle vom Hauptbahnhof ab.

Wenn wir aus den Fenstern unserer Wohnung im 2. Stock sahen, blickten wir auf die Hohenzollerngrube und auf das stetig gehende Förderrad. Stand es einmal still, so war die Aufregung gross, denn das bedeutete, dass es im Stollen womöglich ein Unglück gab, dass ein Stollen zu Bruch gegangen war. Wir erlebten dann, dass die Fenster klirrten oder die Sachen auf den Kommoden oder Schränken wackelten, wohl nicht so stark wie hier in Chile bei den Erdbeben, wo ja die Sachen oft einem entgegen kommen und man selbst hin und her wankt und der Fussboden unter einem davon zu rutschen scheint. Meine Eltern wohnten bis auf eine kurze Unterbrechung in demselben Hause, zuerst im Hochparterre nach deutschem Begriff und später, nachdem das Haus aufgestockt worden war, im 2. Stock. Im 1. Stock wohnten die Pflegeeltern meiner Mutter, die sonst keine Kinder hatten und die mein jüngerer Bruder und ich Onkel und Tante nannten. Das Haus gehörte einer Brauerei in Pless, denn Onkel und mein Vater hatten die Vertretung von Brauereien und einer Kohlensäurefabrik. Das Bier mitsamt der dazu nötigen Kohlensäure wurde den Kantinen der Gruben und Hütten geliefert, auch den Restaurants, Stehbierhallen und Kneipen, wie man die Gaststätten der einfachen Kumpels, Grubenarbeiter, nannte. In Oberschlesien wurde ja furchtbar viel getrunken, da die Arbeit unter Tage und auch die verrusste Luft immer sehr durstig machten. Leider wurde zu viel getrun-



ken und das Elend in den Familien war gross. An den Zahltagen sah man meistens die Frauen vor den Kneipen, um den ankommenden Männern wenigstens einen Teil des Geldes für die Familie zu entreissen, aber es gab auch Frauen, die mit den Männern mittranken. Ich erinnere mich noch an die vielen zerlumpten Gestalten mit den nackten Füßen, besonders da ich dasselbe Bild hier in Chile bei unserer Ankunft 1939 noch erlebte. In Oberschlesien war es nach dem ersten Kriege besser geworden, wie auch hier schon seit geraumer Zeit, wo man kaum noch sinnlos Betrunkenen in den Strassen antrifft.

In den Kellern unseres Hauses war zuerst ein Büro, dann folgten die Bierkeller. An diese waren 2 grosse Eiskeller angeschlossen. Der eine war ein Haus für sich und über diesem befand sich eine Kutscherwohnung, denn zu dem Geschäft gehörten ja viele schwere Wagen mit Pferden, - erst viel später kamen die Lastautos- die im hinteren Hofe ihre Stallungen hatten. Die Winter sind in Oberschlesien sehr, sehr kalt und so waren die Teiche immer für viele Wochen zugefroren. Da es ja noch keine elektrischen Eisschränke gab, wurde das Eis, sobald es die richtige Stärke hatte, "gestochen" und die grossen Eisblöcke wurden tagelang in grossen Wagen eingefahren. Das Lagern des Eises in den Kellern musste nach einem ganz bestimmten Plan geschehen, denn es musste ganz fest aneinander gereiht werden, damit nicht alles zusammenfiel, wenn man anfang, es nach und nach heraus zu nehmen. Zu diesen Zeiten kannte man ja noch keine elektrischen Kühlschränke, ich erlebte ja erst die Umstellung von Gaslampen in elektrische und die ersten Telefone im Hause. Dieses Einlegen des Eises war gar nicht ungefährlich, denn bei diesen Arbeiten vereiste alles: Böden, Treppen, und einmal, als mein Vater die Arbeiten kontrollieren wollte, stürzte er eine solche Treppe hinunter und verletzte sich schwer. Unsere Hochparterre- Wohnung hatte einen kleinen Dachgarten, der über dem kleinen Eiskeller lag und in diese Hochparterre- Wohnung bekamen wir unser erstes Telefon, einen hölzernen Kasten, der an eine Wand angemacht wurde und in den man hinein sprechen musste. Es war für uns Kinder, meinen Bruder und mich eine ganz grosse Aufregung und bis zum heutigen Tag habe ich unsere Telefonnummer '72 nicht vergessen.

Als das Geschäft immer grösser wurde, mussten wir unsere Hochparterre-Wohnung für die Büros räumen und wohnten zwei Jahre in einer anderen Wohnung, auch in der Gartenstrasse, bis wir in den neu gebauten 2. Stock einziehen konnten, den Vater nach seinen Angaben hatte <sup>her</sup> herstellen lassen.

Meine Erinnerungen kann ich nur aus dem Gedächtnis niederschreiben, denn ich habe nie Aufzeichnungen gemacht, bis auf ein Tagebuch in den allerersten Schuljahren, das bei der Emigration verschwunden ist. Geblieben sind nur viele Photoalben, die ich mitnehmen konnte und die ich noch habe und mir so helfen können, meinen Enkeln von der Vergangenheit zu erzählen. Meine Mutter, die eine sehr liebe und gütige Frau war, die immer bedacht war, anderen Freude zu machen, hatte zu meiner Verlobung ein Photoalbum mit Bildern von meiner Geburt bis zum Studium in Frankfurt geschenkt, da wir uns erst in Frankfurt kennen gelernt hatten. Ich selbst hatte schon früh angefangen zu fotografieren mit einem ganz billigen Kodak, den ich mir vom ersparten Gelde gekauft hatte und bis zu meinem Fortgang von Chile 1970 besass. Unsere Generation wechselt ja nicht so schnell die Sachen wie die heutige Generation, die von allem nur das Modernste bevorzugt. Wir sind froh, wenn wir "alte Bekannte" in unserer Umgebung haben.

Ich wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, mein einziger Bruder schon in diesem. Wir hatten eine wunderschöne Kindheit, denn meine Eltern taten alles, um uns gut zu erziehen und uns alles Gute und Schöne nahe zu bringen, was es in der Welt gibt. Verwöhnt wurden wir aber nicht, sogar streng erzogen und seine Pflicht tun war erstes Gebot. Mein Vater war in seinem Denken und Handeln ganz preussisch, in gutem Sinne, und da er selbst sich herauf gearbeitet hatte, wollte er keine verwöhnten Kinder, die von ihrem wohlhabenden Vater alles haben könnten. Wie oft konnte ich nicht in ein Theater oder Konzert gehen, da ich schon in einem anderen war. "Hast Du Geld?" fragte er. Wer Geld hat, kann ins Theater gehen, wer keins hat, der muss draussen stehen, war seine Antwort. Die grossen Reisen durfte ich auch nicht mitmachen, selbst als ich schon ziemlich erwachsen war. "Was soll Dir mal Dein Mann bieten, wenn Du schon alles kennst"- sein Ausspruch. Heute weiss ich, wie sehr mir diese Erziehung geholfen hat, all das Schwere in der Emigration zu bewältigen und zu tragen. Denn ein anderes Gebot war: Du musst alles selbst machen können, wenn du anordnen und befehlen willst; und so haben wir viel Praktisches und Nützliches gelernt. Verwöhnt waren wir von beiden Eltern durch viel Liebe und ein schönes Familienleben. Onkel und Tante im Haus ersetzten uns die Grosseltern, denn es gab für uns nur eine lebende Grossmutter, Vaters Mutter, die aber in Breslau lebte und nur kurz vor ihrem Tode nach Beuthen übersiedelte. Da man zu Zeit meiner Kindheit noch nicht so viel reiste wie jetzt- drei Stunden Eisenbahnfahrt war eine grosse Sache- haben wir sie nur wenig gekannt. Sie war eine schöne Frau, die als junge Witwe 6 Kinder allein erzogen hat und 2 Söhne sogar studieren liess, was damals eine teure Sache war. Onkel Salo war ein fabelhafter Mensch, den ich sehr liebte und bewunderte. Tante Luise war zu uns Kindern immer sehr lieb, aber sie, die kinderlose Frau, war ziemlich egoistisch und sehr auf ihr Aussehen und somit immer mit ihrer Garderobe bedacht. Aber sie war eine vorbildliche Ehefrau, an die ich immer in meiner Ehe gedacht habe. Ich erinnere mich noch, dass sie bei der letzten Krankheit des Onkels uns immer in drei verschiedene Geschäfte schickte, um 100 g. Schinken zu kaufen, und den schönsten bekam dann Onkel. Als kinderloses Ehepaar leisteten sich Onkel und Tante mehr Luxus als meine Eltern und zum Luxus gehörten im Anfang den 20. Jahrhunderts in Oberschlesien auch Orangen. In ihrem täglichen Wohnzimmer, wo auch gewöhnlich gegessen wurde, - es gab Salon und Speisezimmer für Gäste- stand hoch oben auf dem Geldschrank eine Schale mit Orangen, auf die wir Kinder stets schielten, sobald wir bei Onkel und Tante waren, was wohl täglich war, da wir sie ja regelmässig besuchen mussten. Ich kam bei den Orangen gut weg, denn von jeher habe ich trockene bevorzugt und sobald Onkel und Tante eine trockene erwischten, war sie mein, da sie diese nicht mochten. Salon und Speisezimmer wurden nur bei Festlichkeiten geöffnet, d.h., die weissen Schutztücher über den Möbeln wurden fortgezogen. An die Festlichkeiten durfte ich nur so viel mitmachen, als ich Gedichte vortragen oder etwas vortanzen musste, was natürlich sehr aufregend war.

Mit Sicherheit kann ich mich nur bis zu meinem 6. Lebensjahr erinnern, d.h., als ich das erste Jahr zur Schule ging, denn an den ersten Schultag kann ich mich nicht mehr erinnern. Ein Photo zeigt mir nur, dass ich mit grosser, weisser Schürze und einer Mütze den Schultag begann. Aber sehr schnell nach Schulbeginn wurden mein Bruder und ich auf die erste grosse Reise geschickt, nach Berlin zu den Verwandten und dies

von einer Stunde zur anderen, denn in Oberschlesien war eine Pockenepidemie ausgebrochen, und das einzige Kind eines Hüttendirektors war daran gestorben. Onkel Salo hatte es sich nicht nehmen lassen, zur Beerdigung zu fahren und so durften wir uns nicht mehr vor der Reise von ihm verabschieden. Von dieser Berliner Reise haftet mir nur eines im Gedächtnis, da ich es zum ersten Mal erlebte. Es gab grossen Feueralarm, als wir gerade auf der Friedrichstrasse waren. Der ganze Verkehr stockte im Augenblick, als die Feuerglocken ertönten, damit die Spritzenwagen von 4 starken Pferden gezogen, ungehindert zum Feuer rasen konnten. Ja, damals gab es nur Pferdewagen, auch die Strassenbahnen, die es nur in den grossen Städten gab, wurden von Pferden gezogen. Das Fahren mit einer sogenannten Pferdebahn erlebte ich zum ersten Male, als ich auf der Durchreise nach dem Seebade Kolberg meine Grossmutter in Breslau besuchte. In Breslau war es auch, dass ich meinen ersten Regenschirm erhielt und so stolz auf ihn war, dass ich persönlich beleidigt war, weil es nicht regnete. Ich spannte ihn bei schönstem Sommerwetter auf. Später und bis zum heutigen Tag habe ich Regenschirme nie gemocht, weil er ein Gegenstand ist, den ich immer unterwegs stehen liess oder überhaupt verlor. Ich besass daher fast nie einen und das erste persönliche Geschenk meines liebenswerten Schwiegervaters war ein Regenschirm mit den geflüsterten Worten: "Du kannst doch hier in Frankfurt nicht ohne Regenschirm gehen."

Als wir nach einigen Wochen Berliner Aufenthalt nach Beuthen zurück kamen, fing der Ernst des Lebens an, denn nun begannen die Schuljahre. Kein zu heisser Sonnenschein, noch Schnee, Kälte oder Regen waren ein Grund, einmal nicht zur Schule zu gehen. In Oberschlesien gab es oft unheimlich viel Schnee, sodass die grosse Einfahrt des Hauses, die für die grossen Bierwagen nach dem hinteren Hof nötig war und die Treppe ins Haus ganz und gar verschneit wurden. Unsere Kutscher mussten dann am frühen Morgen die Treppe frei schippen, damit wir aus dem Hause gehen konnten. Und kalt war es bis zu - 28 Grad, aber Vater befahl, den Schlitten voranzufahren, den er für die Fahrten zur Kundschaft brauchte und ich wurde in einem der ganz grossen Pelzfuss-Säcke gesteckt, bis über die Nase weg und auf ging es in die Schule, die gar nicht weit weg von uns entfernt war. Die "höhere Töchterschule" war zuerst an einem alten Haus gegenüber dem Theater und Konzerthaus. Es war eine private Schule und von 2 energischen, sehr preussischen Oberlehrerinnen geführt. Später erhielten wir ein modernes, sehr schönes Schulhaus in der Hohenzollernstrasse mit einer grossen Turnhalle und einem grossen Schulhof. Da ich durch die Berliner Reise ziemlich viel versäumt hatte, bekam ich sogleich einige Wochen Privatstunden, und zwar bei meiner Lieblingslehrerin, die in Untermiete bei den Eltern des später so bekannten Schriftstellers Max Tau lebte. Seine Schwester ging in meine Klasse und ich war somit oft in der Wohnung seiner Eltern. Ich war immer eine gute Schülerin, denn mir fiel das Lernen leicht, und es machte mir Spass, im Gegensatz zu meinem Bruder, der mindestens so begabt wie ich war, aber in den ersten Semestern des Schuljahres faulenzte und erst im letzten sich anstrengte, um gut versetzt zu werden, Vater erwartete von uns, dass wir das Beste leisteten, denn er sagte: "Wäret Ihr nicht begabt, so müsste ich zufrieden sein, dass Ihr gerade immer mitkommt." So war ich immer die Erste oder Zweite der Klasse, nur einmal in den ersten Schuljahren rutschte ich auf den dritten Platz. Schuld daran war ein neues Kleid das mir Mutter aus Breslau mitgebracht hatte. Ich war so begeistert davon und dachte

dauernd daran und probierte es immer wieder an. Heute noch könnte ich es aufzeichnen. Sonst bin ich in meinem ganzen Leben nie eine sogenannte ~~Madame~~ <sup>Motte</sup> dame gewesen, ich glaube, immer nett und gut angezogen gewesen zu sein. Wie oft merke ich an den Blicken meiner Enkel, Kinder der heutigen Zeit: na, Grossmutter hätte sich auch etwas "zurecht" machen können. Im Zeichnen und Turnen war ich nie gross; ich konnte nur gut geometrisch zeichnen, im Turnen habe ich es nie zu einem richtigen Klimmzug gebracht. Da war ich wohl auch zu pummelig dazu. Aber singen konnte ich bis zum hohen B hinauf, ganz rein. Nur bekam ich im dreizehnten Lebensjahr einen regelrechten Stimmbruch und danach einen guten ~~Mazzosopran~~ <sup>Mazzosopran</sup>. Die Musikalität hatten wir Kinder von Vaters Familie geerbt. Vater hatte einen wunderschönen Tenor und sobald wir Klavier spielen konnten, mussten wir ihn bei seinem Singen begleiten. Wir bekamen schon sehr zeitig Klavierstunden, leider keine sehr guten, aber viel später hatte ich 2 sehr gute Lehrerinnen, in Frankfurt eine Schülerin von Clara Schumann. Mein Bruder und ich erinnerten uns noch vor wenigen Jahren lachend an unser Vierhändigspiel, das meistens in Zank und Streit endete, weil einer dem anderen fort lief! Und noch eine nette Erinnerung an die Zeit, wo wir zu Hause Musik machten. Wir hatten einen Salon mit Jugendstil-Möbeln, also Stühlen, mit sehr dünnen Beinen. Vater sass auf einem solchen und sang, während ich ihn begleitete. Als er die höchsten Töne schmetterte, krachte er auf einmal mit dem Stuhl ein und sass auf dem Boden. Ich musste so lachen, dass ich ihm zuerst nicht helfen konnte, aufzustehen, worüber es sehr böse war; aber die Situation war zu komisch. In der Schule bekamen wir Kinder auch Tanzstunde und wenn es im Winter bei den Wohltätigkeitsfesten Aufführungen gab, so musste ich auch mitmachen. Meine Mutter betätigte sich sehr in ~~in~~ <sup>in</sup> Frauen-Verein und so war mein erstes "öffentliches Auftreten" als kleinste Elfe, während meine Freundinnen, die kleiner waren als ich, als Zwerge tanzten. Bei einem Schulfest tanzte ich als Rokoko-Herr und musste fortan immer als Herr tanzen, weil ich so gut führen konnte. Das aber war die Schuld, dass ich später nicht mehr gut tanzen konnte, weil ich mich nicht mehr von den richtigen Herren habe führen lassen.

Aus meiner frühesten Jugend ist noch ein Ereignis in besonderer Erinnerung. Uns gegenüber, auf der anderen Seite der Eisenbahn war eine grosse Holzindustrie, auf der eines Nachts ein riesengrosses Feuer ausbrach. Wir wurden aus den Betten gerissen, denn es bestand die Gefahr des Überspringens der Funken. Es war ein grausig schönes Bild, ein riesengrosser Platz voller Holz in Flammen. Wir Kinder zitterten vor Angst und Mutter sagte: "Ihr seht, man muss in ganz wenigen Minuten angezogen sein können, Ihr müsst daher jeden Abend Eure Sachen so geordnet auf den ~~den~~ <sup>den</sup> Stuhl lassen, dass Ihr Euch im Schlaf anziehen könnt." Und das habe ich bis zum heutigen Tage beherzigt, denn meine Sachen liegen noch immer so auf den ~~den~~ <sup>den</sup> Stuhl neben dem Bett, wie wir es in dieser Nacht gelernt hatten.

Die Rechte Oderuferbahn wurde auf erhöhtem Terrain geführt und so gab es für uns Kinder kleine Hügel, die von der Eisenbahnlinie nach der Gartenstrasse abfielen. Im Winter gab das die schönste Schlittenbahn, "Kaschel" in deutsch-polnischer Sprache genannt. Später wurde es die "Rodelbahn", da man ja die Schlitten Rodel nannte und viel später, als die Bahn stillgelegt wurde, konnten einige Eisenbahner ihre kleinen Gärten anlegen und unsere grösste Winterfreude war zu Ende. Es gab wohl eine grosse Schlittschuhbahn in

unserem sehr schönen Stadtpark, vor dem 1. Weltkrieg "Promenade" genannt. Aber es lag sehr weit weg im Park und bei der grossen Kälte war es nicht immer ein Vergnügen, dorthin zu laufen, wo es eine grosse Bretterbude als Wärme- und Ausschallhalle gab. Wir lernten früh Schlittschuhlaufen, und auch schon mit 6 Jahren Schwimmen, was mein Bruder und ich sehr gut konnten. Ich machte die Prüfung in einer Stunde Brustschwimmen ohne jede Unterbrechung und auch die Rettungsprobe in Kleidern, nachdem ich ein kleines Mädchen im Schwimmbad gerettet hatte. Meine Freundinnen und ich waren gerade fertig angezogen, um pünktlich zum Mittagessen zuhause zu sein, als eine Mutter verzweifelt schrie: "Mein Kind, mein Kind." Es war an einer sehr glatten Wand abgerutscht, ohne schwimmen zu können. Die Bademeisterin hatte gerade ein Kind an der Angel, konnte nicht fort und so rief sie mit lauter Stimme über die ganze Badeanstalt hinweg: "Reichmann rein!" Ich war sofort drin und packte das Mädchel am Schopf und hatte sie bald draussen. Aber nun wie meinen Eltern beibringen, dass ich ohne neue Kleider nicht nach Hause kommen konnte und mir selbst nichts zugestossen war. Eine Freundin, die ganz in der Nähe wohnte, lief schnell zu meinen Eltern, während ich sehr gefeiert wurde. Am nächsten Tag erhielt ich von der Mutter des Kindes eine riesengrosse Schachtel mit Pralinen und die Schwimmmeisterin, die glücklich war, dass alles gut verlief, denn eigentlich hätte sie ins Wasser gemusst, sagte zu mir: "Nächste Woche wirst Du 15 Minuten in Kleidern schwimmen und dann jemanden, der den Ertrinkenden markiert, heraus holen." Und so geschah es- und das war die Rettungsprobe.

Meine Eltern, besonders mein Vater, waren sehr freidenkend, sodass ich wenig von jüdischen Sitten und Gebräuchen gelernt habe, aber Onkel und Tante waren religiös und so lange sie lebten, mussten wir auch die Feiertage halten und immer für eine Stunde in die Synagoge gehen. An einem Versöhnungstag war mein Bruder nicht rechtzeitig aufgestanden, weil er nicht zur Synagoge gehen wollte. Er erhielt dafür eine Tracht Prügel- wohl die einzige in seinem Leben- mit Vaters "Rehziemer", denn ich selbst wurde ohne jede Schläge erzogen. Ich ging gern in die Synagoge, da der Gottesdienst in der grossen, liberalen Synagoge mit Orgel und einem fabelhaften Männerchor sehr schön war. Der Kantor war ein besonders guter Sänger und seine <sup>Kolnische</sup> Kohüre am Abend vor dem Versöhnungstag ist mir bis heute unvergessen, wie der Gesang, wenn unser Rabiner Dr. Kopfstein von der Predigt zur Totenfeier übergang. Wir Kinder durften nicht zur Totenfeier bleiben, aber ich ging ganz langsam aus der Synagoge, um Orgel und Gesang bis zum letzten Ton hören zu können. Unser Rabbiner Dr. Kopfstein war ein würdiger, sehr gelehrter Mann, ein grosser Mensch von grösster Toleranz. Obwohl er wusste, dass unsere Familie mehr als freidenkend war und einige Familienmitglieder getauft waren, war er immer gleichmässig lieb zu mir, lud mich jedes Jahr in die Laubhütte und hatte volles Verständnis, dass ich mit dem Religionsunterricht aufhörte, als ich in der Unterprima in Kattowitz Differenzen mit dem dortigen Rabbiner bekam. Als ich mein Abitur bestanden hatte, schenkte er mir ein besonders schönes Werk über die Ethik des Judentums. Er war mir ein richtiger Freund und kam immer in Frankfurt, als ich dort verheiratet war, zum Tee zu mir, wenn er in Bad Nauheim zur Kur weilte. Aber eines Nachmittags wartete ich vergebens auf ihn, er war in Bad Nauheim am Morgen für immer eingeschlafen. Die Stadt Beuthen ehrte ihn mit einem grossen Staatsbegräbnis, da er bei der oberschlessischen Abstimmung mit all seiner

Kraft und Beredsamkeit für das Deutschtum gekämpft hatte. Einer seiner Enkel war am Anfang unseres Aufenthaltes in Santiago für kurze Zeit auch hier und ging dann nach Israel.

So gut ich die Beuthener Synagoge kannte, so gut kannte ich auch die evangelische und die beiden katholischen Kirchen. Als kleine Kinder besuchten wir die katholischen Kirchen zur Weihnachtszeit, um die Krippen zu bewundern und am Heiligabend ging ich mit einer Schulfreundin in die evangelische Kirche. Diese war gar nicht schön, aber die beiden, bis an die Decke reichenden, riesengrossen Christbäume mit den ungezählten Kerzen und der Chor der Gemeinde mit Orgelbegleitung machten solch grossen Eindruck auf mich, dass ich noch heute alles vor mir sehe. Zu Hause feierten wir auch Weihnachten als deutsches Fest mit Baum und Geschenken, wie ich es auch in Frankfurt in der Familie meines Mannes bis zu unserer Emigration tat. Oberschlesien war ein katholisches Land und die Feiertage, an denen die grossen Prozessionen stattfanden, waren für die ganze Stadt ein bedeutendes Ereignis. Unsere Freunde wohnten am Ring, dem Hauptplatz der Stadt. Die Tarnowitzerstrasse, an der beide katholischen Kirchen lagen, führte direkt auf den viereckigen Ring, auf dem die Prozessionen stattfanden. Ich übernachtete schon bei unseren Freunden vor dem Tage der Prozession, denn vom frühen Morgen an, waren die Strassen so voll Menschen, dass man kaum durchkommen konnte. Aus allen umliegenden Dörfern strömten die Menschen in ihren schönen Trachten herbei und wenn die Prozession mehr als eine Stunde sich bewegte, war es ein bezaubernder Anblick von herrlichsten Farben und Kostbarkeiten. An der Spitze des Zuges ging der Oberbürgermeister mit den Stadtherren im Frack und grosser Kette um den Hals. Nicht nur die Bauern, alle Vereine gingen mit dem langen Zug, auch der Schützenverein. In meiner frühesten Jugend spielte dieser eine grosse Rolle bei uns, denn mein Vater war auch ein Schütze und so lange meines Vaters Schwester am Ring wohnte, durften wir den grossen Aufmarsch beim Schützenfest erleben. Am Nachmittag ging es dann auf die Schützenwiese, auf der auch zu Pfingsten ein grosses Fest gefeiert wurde. Schaukeln, Achterbahnen, Schiessbuden etc., waren für uns Kinder eine riesengrosse Freude, es war ein richtiger Rummelplatz. Wir fuhren mit unserem Pferdewagen auf die Wiese, die weit weg von unserer Wohnung lag und wurden auch wieder mit unserem Kinderfräulein abgeholt, denn die Eltern blieben noch im Schützenhaus.

Die Schützenwiese lag hinter der Kaserne und dem Moltke-Platz, wo die Paraden zu Kaisersgeburtstag und am 2. September - Sedan-Tag - stattfanden. Zuerst war das 22. Infanterie-Regiment, später die 156. er in Beuthen stationiert. Am 2. September war das Wetter meistens noch schön, aber am 27. Januar froren wir Stein und Bein, wenn wir bei der Parade zuschauten. Aber dabei sein, mussten wir natürlich, denn das Militär spielte doch zu dieser Zeit eine grosse Rolle. Ich erwähnte schon, dass Beuthen einen sehr schönen Stadtpark hatte, zuerst "Promenade" genannt, der von Jahr zu Jahr mehr ausgebaut wurde und am Ende durch einen wunderschönen Weg mit dem Stadtwald verbunden wurde. Das aber war erst zur Zeit, als ich mit meinen Kindern zu Besuch nach Beuthen kam. Am Anfang gab es im Park nur 2 runde Plätze mit Springbrunnen und sehr schön angelegten Blumenbeeten, an denen die alten Leute am Nachmittag auf schattigen Bänken sassen. Wir Kinder mussten zu unserem Verdruss alle Bekannten immer höflich begrüssen. Es

gab auch Tennisplätze, einen Ruderteich und den grossen Schlittschuhteich, auf dem im Sommer viele Schwäne schwammen. In dieser Zeit hatten wir immer ein Kinderfräulein. Das erste Kinderfräulein hatten wir sehr gern, es war die Tochter eines Gutsinspektors und mit ihr aufs Gut zu gehen zu können, war eine besondere Freude für uns. Das Gut lag am Rande von Beuthen, in Rossberg, einem ländlichen Teil, direkt anschliessend an die Stadt. Es war natürlich herrlich, weil so ungewohnt, bei all den Tieren sein zu können. Als unser Fräulein Grethe, nach vielen Jahren bei uns, jung, hübsch und vergnügt, heiratete, bekamen wir ein Fräulein, das mit uns hauptsächlich Klavier spielen sollte. Es war aber eine so untalentierte Spielerin, dass sie bald entlassen wurde. Dann kam unser drittes und letztes Fräulein, eine ältere Person, die so langweilig war, dass wir ihr eines Tages im Park davon liefen und sie allein zu Hause ankam. Sie hatte daraufhin genug von uns und ging von sich aus weg.

Jeden Nachmittag nach den Schularbeiten mussten wir in den Park, als wir älter waren, konnten wir Tennisspielen oder rudern. An Sonn- und Feiertagen ging es meistens nach Dombrowa, dem Stadtwald, wo es zuerst bei Musik, Kaffee und Kuchen gab und dann ein grosser Spaziergang unternommen wurde. In den ersten Jahren fuhren wir mit dem Wagen hin, bis es die Eisenbahn dorthin gab, die den Wald in 10-15 Minuten erreichte. Der Wald war sehr gross und erstreckte sich bis <sup>M</sup>iechowitz, wo es ein altes Schloss gab, in dem die Familie einer meiner Klassenkameradinnen wohnte. Es gab auch dort das in Oberschlesien bekannte Waisenhaus, das Mutter Eva-Heim. Mutter Eva war, so viel ich mich erinnere, eine Gräfin Schaffgotsch, die in ihrem Werk von Kaiser Wilhelm II unterstützt wurde. Jedes Jahr, wenn der Kaiser nach Schloss Neudeck zur Jagd kam, musste der Hofzug im Karf, der kleinen Bahnstation, die ganz nahe von <sup>M</sup>iechowitz lag, halten, alle Waisenkinder waren auf dem Bahnsteig in ihren neuen Kleidern, die der Kaiser gespendet hatte, versammelt und dankten ihm durch Lieder und Volkstänze. Da mein Vater zur Eisenbahn gute Beziehungen hatte, durfte ich einmal mit ihm als Zuschauer dabei sein und war natürlich furchtbar stolz, ganz in der Nähe des Kaisers gewesen zu sein. Einmal war der Kaiser auch in Beuthen zur Enthüllung des Denkmals Friedrich des Grossen, ein ganz grosses Ereignis. Wir konnten den Festakt von den Festern unserer Freunde miterleben. Es war ein bitter kalter Wintertag, und als ich mich mal am Ofen erwärmen wollte - es gab sehr schöne Kachelöfen in den Wohnungen - verbrannte ich mir mein neuestes Kleid an der Ofentür, was natürlich sehr schlimm war.

Der Fürst von Neudeck hatte, wie der Fürst von Pless, riesengrosse Besitzungen in Oberschlesien. Als er ein Jubiläum feierte, war ich von einer guten Schulfreundin, der Tochter des Polizeirats eingeladen, den grossen Festzug dort mitanzusehen. Mit einem Wagen fuhren wir dorthin und ich durfte sogar zeitweise allein kutschieren. Der Festzug war das schönste, was man sich denken kann: die bunten Trachten, die vielen Blumen und wundervoll geschmückten Wagen, die vor der Freitreppe defilierten. Nach dem Festzug gab es in dem nahegelegenen Koslawagura ein richtiges Volksfest. Ganz in der Nähe gab es auch die Grenze zu Russland, denn damals gab es noch keinen Polenstaat. Wenn wir unsere Sonntagsausflüge machten, fuhren wir auch an die Grenze, wo die Kosaken waren. Wenn man diese animierte, fingen sie an zu singen und zu tanzen, was sie ganz besonders gut konnten, ein Vergnügen sie zu sehen und zu hören.

Die Schulzeit in Beuthen verlief ruhig bis auf einen Zwischenfall. Da es sehr viele Schülerinnen gab, hatten wir immer 2 Parallelklassen, die natürlich die gleichen Aufgaben und Themen bekamen. Eines Jahres bei den Schlussexamen wurde uns gesagt: "Morgen schreibt Klasse A Geschichte, während Klasse B Geographie Arbeit hat. Es ist unter Strafe verboten, dass die Klassen sich gegenseitig die Aufgaben mitteilen." Die meisten Schülerinnen hatten Angst und taten nichts, aber eine meiner besten Freundinnen war in der anderen Abteilung und wir tauschten aus und machten nur andeutungsweise die Aufgaben bekannt; Ergebnis, dass die eine Abteilung glänzende Arbeiten in Geschichte, die andere in Geographie lieferte. Wie gesagt, grosser Krach, niemand bekam heraus, wer die Aufgaben verraten hatten, und wir alle bekamen eine schlechtere Note. Aber wie konnten Lehrerinnen glauben, dass wir keinen Austausch geben würden.

In den grossen Ferien verreisten wir immer, an die Ostsee oder ins Riesengebirge, aber, so lange wir noch klein waren, zu unseren Verwandten in ein kleines Städtchen, Nicolai, wohin ich ganz besonders gern hinging. Die Verwandten hatten dort am Hauptplatz ein Haus, in dem auch das Geschäft war und hinter dem Haus war zuerst ein grosser Hühnerhof und dann ein herrlicher Garten mit Cricketplatz. Unvergesslich ist mir die Laube, um die ringsherum die Maiglöckchen in grossen Massen blühten. Es war ein richtiges Landleben, das ich sehr liebte, weil wir tun und lassen konnten, was wir wollten. Ich war so gern dort, dass ich als erwachsenes Mädchen noch einmal hinging, als meine Verwandten schon nach Berlin gezogen waren. In den Jahren 1911 und 1912 waren wir in einem Kinderheim im Riesengebirge, während die Eltern grosse Reisen machten. Meine Freundin mit ihrer Schwester waren auch dort und wir verlebten in Jannowitz bei <sup>TANTE</sup> Friedel und Tante Meta eine sehr schöne Ferienzeit. Die Buben waren in der Minderheit, und wurden von uns heranwachsenden Mädchen genügend gehänselt. Es wurden aber auch gute Freundschaften geschlossen und eine mit einem Breslauer Jungen dauerte bis über den Krieg hinaus, wo wir verschiedene Wege gingen. 1913 war ich von einer Kusine meiner Mutter nach Danzig eingeladen. Da verbrachte ich eine meiner schönsten Ferien. Täglich ging es nach dem Seebad Zoppot hinaus, das ja ganz in der Nähe lag. Es gab dort herrliche berühmte Festspiele im Walde. aber das Interessanteste waren die Tennis-Tourniere. Der Kronprinz befehligte zu dieser Zeit die Schwarzen Husaren in Langfuhr und war täglich zum Tennisspielen in Zoppot. Es war ein exklusiver Klub, zu dem nur die Mitglieder Eintritt hatten, und so gab es nur Zaungäste, die das Spiel von aussen beobachten konnten. Selbst eine Bekannte des Kronprinzen, ein bildschönes, jüdisches Mädchen aus Danzig durfte die Tennisplätze nicht betreten, so exklusiv war dieser Klub, aber sobald der Kronprinz sie am Zaun erblickte, kam er heran, um sie zu begrüßen. Wenn die Kronprinzessin spielte, wurde der Platz meistens verhängt, weil sie unbeobachtet sein wollte.

1912 fragte mich mein Vater, was ich werden wollte, denn er war modern genug, auch eine Tochter etwas Richtiges lernen zu lassen und nicht auf den Mann warten zu lassen. Er stellte mir ganz frei, was ich werden wollte und sagte nur: "Wenn Du Schneiderin werden willst, werde ich Dich nach dem Lyceum zur besten Schneiderin nach Breslau oder Berlin schicken, wenn Du studieren willst, werde ich Dich vom nächsten Schuljahr ab nach Kattowitz auf die Mädchen-Oberrealschule schicken, damit Du gleich



von der Unterterzia an dort zu lernen anfängst. Ich wollte studieren und so meldete mich mein Vater gleich in Kattowitz an und in der Beuthener Schule ab. Fräulein Schwarzenberg, die Leiterin, war entsetzt über diese Abmeldung, denn bis dahin hatten alle anderen Schülerinnen zuerst das Beuthener Lyceum absolviert, dann nach Nachhilfestunden ein Examen gemacht, um in die Oberschule aufgenommen zu werden. Als Leiterin der Privatschule fürchtete sie, dass es noch mehr Schülerinnen so wie ich machen würden, was auch wirklich geschah. So waren wir einige Freundinnen, die zusammen jeden Morgen um 7 Uhr mit dem Zuge nach Kattowitz fahren und nachmittags wieder zurück kamen, in den Kriegsjahren manches Mal sehr spät, denn die Militärtransporte hatten Vorrang und die Lokalzüge mussten warten. Ja, es kam sogar vor, dass wir einige Wochen keinen Zug zur Schule hatten und die Trambahn nehmen mussten, die aber eine ganze Stunde Fahrt brauchte, während wir mit dem Zug in etwas mehr als 20 Minuten in Kattowitz waren. Einmal, als es mit dem Zugverkehr zu schlimm wurde, wohnte ich für mehrere Wochen bei Verwandten in Kattowitz. Sie waren alte, besonders liebe Menschen aber auch besonders fromm. Als gerade die Pessach-Feiertage waren, gab es nur Mazzole zu essen. Ich wurde nie satt und versuchte mir heimlich Brot zu veranschaffen oder machte in der Schule Tauschgeschäfte, da die christlichen Mädels gern mal die Mazzole probierten.

Kattowitz war eine modernere Stadt als Beuthen, besonders, was das Theater und Musikleben betraf. Es kamen mehr auswärtige Künstler dorthin und so wurden ganz besonders gute und schöne Vorstellungen und Konzerte geboten. Meine Freundinnen und ich fahren während der dortigen Schuljahre oft 2 Male am Tage nach Kattowitz, um ins Theater oder Konzert zu können, was ein Nachhausekommen um Mitternacht bedeutete, und morgens um spätestens 6 Uhr hiess es wieder aufstehen. In Beuthen gab es auch ganz gutes Theater, denn der sehr rührige Direktor verstand es, besonders talentierte junge Künstler heran zu ziehen, von denen später viele sehr bekannte Schauspieler oder Schauspielerinnen wurden. Nach Beuthen kam regelmässig das berühmte Wittenberg-Quartett, zu dem ich immer gehen durfte. Meine Liebe zur Musik erwachte, als ich eines Tages zu Freunden geschickt wurde, um für die Eltern etwas abzugeben. An deren Tür hörte ich eine herrliche Männerstimme, die beim Singen weinte und lachte. Es war Caruso in Bajazzo. Zu dieser Zeit war eine Caruso-Platte eine sehr teure Angelegenheit. Als ich nach Hause kam und Vater fragte, warum wir nicht ein Gramophon und so schöne Platten hätten, war die Antwort: "Wenn man 2 Kinder hat, die man aufs Beste erziehen will, kann man sich so etwas nicht leisten." Die Freunde waren kinderlos. Ich bin seitdem Stimmen nachgelaufen, wenn man das so nennen kann, denn noch in Frankfurt habe ich das Radio immer angedreht, wenn Gesang angesagt war und habe fast nie die Stunde von 12-1 Uhr versäumt, wenn berühmte Sänger oder Sängerinnen zu hören waren.

1914 vor Ausbruch des Krieges verbrachte ich noch sehr schöne Ferien bei meinen Verwandten in Glogan. Meine Tante, die eine besonders schöne Frau war, hatte ich besonders gern und mit ihrem Sohne Gerhard verstand ich mich sehr gut. Onkel Heinrich, ein Bruder meines Vaters und bekannter Arzt, war sehr früh gestorben, weil er seinen zweiten Sohn, einen ganz besonders befähigten Bub nicht hat retten können. Der Bub starb an einer Krankheit, von der man damals noch wenig wusste und wohl Leukämie war. Gerhard war einige Jahre älter als ich, ein grosser, sehr schöner junger Mann, mit dem ich mich gern zusammen sehen liess. Ich war ja nun in dem Alter, in dem wir anfangen, mit Jungs

zu "gehen". Leider ist auch er sehr jung gestorben, als man während des Krieges seine Scharlacherkrankung in einem Militärlazarett im Pösischen vernachlässigte. Die Schuljahre in Kattowitz waren schön, interessant und bewegt, denn als der 1. Weltkrieg ausbrach, erlebten wir wie viel auf der Bahn und in der Stadt selbst - wie auch in Beuthen, da wir ja an der russischen Grenze wohnten. Beim Ausbruch des Krieges wurde ich sofort zu den Verwandten nach Berlin geschickt, da die Russen ganz in der Nähe standen. Ich fuhr zusammen mit 2 Freundinnen und als wir in Berlin ankamen, erwartete uns niemand, denn die Bahnhöfe waren schon abgesperrt, da ein Soldatenzug nach dem anderen an die Grenze rollte. Wir waren der letzte Zivilzug, der noch ankam. Es war ganz unheimlich und wir waren froh, als wir mit einer Droschke-Pferdewagen bei meinen Verwandten landeten, wo wir 4 Wochen blieben und viel zu sehen bekamen. Schon 1912 war ich einmal zu Besuch in Berlin und sah dort meine erste Oper Humperdincks "Königskinder" in der damals noch königlichen Oper. Es war eine herrliche Aufführung mit allerersten weltbekannten Kräften, aber doch hatten mich die ersten Geigen am allermeisten gefangen genommen. Ich sass, von einem jungen Vetter eingeladen, im obersten Rang und konnte somit das Orchester wunderbar beobachten.

Als wir nach 4 Wochen nach Beuthen zurückkehrten, herrschte dort besonders reges Leben, denn für kurze Zeit war dort im Gymnasium das Hauptquartier von General von Hindenburg einquartiert. Ausserdem war die Stadt voll von verwundeten Soldaten auf dem Rückzug von Tschestochau. Im grossen Hofe unseres Hauses wurden die Bierfässer aufgestellt und die leicht verwundeten Soldaten darauf gesetzt, damit der junge sogenannte Unterarzt sie behandeln konnte. Unterärzte waren Ärzte, die wohl mit dem Studium fertig waren, aber noch keine praktischen Erfahrungen hatten und so musste der junge Mann all seinen Mut zusammen nehmen, um an die Arbeit zu gehen, obwohl er selbst grosse Schmerzen hatte, da er, der noch nie geritten hatte, stundenlang auf dem Pferd die Kolonne geführt hatte. Einer der Verwundeten kam zu uns mit der Bitte, telefonieren zu dürfen, denn er wollte wissen, ob er inzwischen Vater geworden wäre - ich weiss nicht mehr in welcher entlegener Stadt.

Im November mussten wir ein zweites Mal nach Berlin flüchten, da die Lage sehr unsicher geworden war. Das Hauptquartier war in der Nacht geräumt worden, die jungen Männer waren in bereit stehende Züge aus den Betten geholt worden und Frauen und Kinder wurden mit den üblischen Zügen fort gebracht. Es war an dem Tage, da meine Kusine kriegsge-  
traut wurde und gleich nach der Trauung mit ihrem im Urlaub befindlichen Mann im selben Zuge wie ich abreiste. Ihr jüngerer Bruder ist als Fähnrich in den ersten Gefechten in Frankreich gefallen. In Berlin erlebte ich wieder wie auch 1917, als ich nochmals zu Besuch war, die herrlichsten Aufführungen und Opervorstellungen, in der königlichen Oper Otello mit Jadowker, Schwarz, Dux und Leissner - ein Quartett-, unvergesslich, und eine Parsifal-Aufführung im ersten Jahre nach der Freigabe von Bayreuth. Ich sah auf den Reinhardt Bühnen "Die Gespenster" mit Moissi, den "Kaufmann von Venedig" mit Else Heins und Schülckraut, "Dantons Tod" mit Helene Thimig, "Nacht der Finsternis" mit Hermann Thimig, "Soldaten" mit der Eckersberg, im Theater in der Königgrätzstr., verschiedene Aufführungen mit Kaysler und <sup>Jauer</sup> ~~Felsomer~~ <sub>Felsomer</sub> der Orska im Lessing Theater eine grossartige Paarsynt-Aufführung und in der Volksbühne "Das Miracle", im Wintergarten <sup>mit</sup> dem jungen Haus

Albers. Leider habe ich viele Namen der berühmten Künstler und Künstlerinnen vergessen. Aber im Gedächtnis sind mir auch noch die Konzerte mit Richard Strauss mit eignen Werken, die Weihnachts Festaufführung mit Theresa Cariño und Blech als Dirigent in der Philharmonie, in welcher ich auch ein Chorkonzert unter Siegfried Ochs erlebte. Und nicht zu vergessen die Aufführung im Metropoltheater mit der Massary, deren Mann, den grossen Komiker Pallenberg, den ich in Schweyck sah. Es war ein herrliches Erlebnis, in Berlin zu Besuch gewesen zu sein.

Nach den dramatischen November-Wochen verlief dann die Kriegszeit in Oberschlesien ziemlich ruhig, denn der Kriegsschauplatz war ins Innere von Polen und Russland verlegt worden. Auch unsere Schulzeit in Kattowitz verlief ohne nennenswerte Vorfälle. Unsere Eisenbahnfahrten waren immer interessant, da wir bei den Soldatentransporten Menschen aus allen Gegenden kennen lernten. Von dieser Zeit her besteht eine Freundschaft mit einem "Soldaten" bis auf den heutigen Tag. Mein Freund Paul in Hannover ist heute über 90 Jahre alt und in all den Jahren, nur unterbrochen durch den Krieg, haben wir uns zu den Geburtstagen und zum neuen Jahre ausführlich geschrieben. Ich traf ihn nochmals während des 1. Krieges, als er in Hanau im Lazarett war, in Frankfurt und in Heidelberg, als ich mit meiner Mutter auf einer Reise nach Bad Wildbad war. Ulkigerweise profetezte er mir, dass ich einmal in Frankfurt hängen bleiben würde, wenn ich dort studierte. Er war verheiratet, wurde sehr früh Witwer und besuchte uns einmal mit seiner Tochter, als ich in Frankfurt verheiratet war. Seine Tochter Inge besuchte mich auch während der Hitler-Zeit auf einer Radtour und vor wenigen Jahren rief sie mich vom Frankfurter Flughafen im Altersheim in Frankfurt an, wo ich von 1973-80 lebte, um mir zu sagen, dass sie mich nicht vergisst. Es ist schön, so treue Freunde zu haben.

Während der Kattowitzer Schulzeit gab es auch die üblichen jährlichen Schulausflüge und als wir in den höheren Klassen waren, ging es in die Beskiden, einem Gebirge, das zwischen Deutschland und Russland, d.h. dem späteren Poland, liegt. Auch nach Pless machten wir einen Ausflug, dem riesengrossen Besitz des Fürsten von Pless, denn dort war die Umgebung sehr schön, Wälder und Seen. Ein See war besonders gross und wir mussten eine halbe Stunde schwimmen, um ihn zu durchkreuzen, was nicht alle konnten, da es ja hiess, wieder eine halbe Stunde zurück zu schwimmen. In Pless war lange Zeit das Hauptquartier des Kaisers; auch Hindenburg und all seine hohen Generäle waren dort. Da ich mit der Tochter des dortigen Pfarrers, die in meine Klasse ging, sehr befreundet war, durfte ich zwei Male dorthin, das erste Mal zu einem Geburtstagsgottesdienst, der bei Anwesenheit des Kaisers ganz feierlich begangen wurde. Aus Berlin kamen bedeutende Künstler, um mit dem Chor zu singen, es war etwas Besonderes. Wenn der Kaiser im Hauptquartier war, kam Hindenburg unter Vorgabe, dringend arbeiten zu müssen, nicht zum Gottesdienst, da er in den Strassen mehr applaudiert wurde als der Kaiser, was dieser nicht gern hatte. Zum zweiten Male war ich zu einem Geburtstag von Hindenburg dort. Meine Freundin war mit einem Blumenstrauss bewaffnet und so warteten wir eine lange Zeit, von mehreren Generälen wie Ludendorff und Hoffmann, die eher erschienen, getröstet, bis Hindenburg erschien, und wir ihm gratulieren konnten. Das war für uns eine aufregende Angelegenheit. Aber auch viel Trauriges erlebten wir Freundinnen während der Kriegsjahre, denn von unseren Freunden waren fast alle gefallen. Ich sehe noch vor mir, wie stolz wir auf der

Bahnhofstrasse in Beuthen mit ihnen spazierten, als sie während der Ausbildung in neuen Uniformen zum Urlaub kamen. Im März 1918 machte ich mein Abitur, es war leicht für mich, denn auf Grund der schriftlichen Arbeiten wurde mir das mündliche Examen erlassen. Meine gute Chemie-Arbeit verdanke ich einem Chef-Direktor der Strickstoffwerke Chorchow, der mir auf der Fahrt nach Kattowitz eine schwierige Lösung erklärte. Da ich einen sehr guten deutschen Aufsatz geschrieben hatte - "Das eben ist der Fluch der bösen Tat", auf "Medea" bezogen - musste ich bei unserem grossen Abschiedsfest die Festrede halten, was bestimmt schwerer als das ganze Examen war.

Während der letzten Schuljahre verlebte ich drei sehr schöne grosse Ferien. Das eine Mal war ich in Bad Kudowa, um eine Kur gegen meine Blutarmut zu machen, das andere Mal machte ich mit meinem Bruder eine grosse Wanderung im schlesischen Riesengebirge. Nach Kudowa verreiste ich zum ersten Mal allein, war dort in einer Pension, wo es viel jugendliche Menschen gab und wo es immer sehr lustig herging. Die Gebirgswanderung machte ich in meinen letzten Sommerferien und werden mir unvergessen bleiben, herrliches Wetter und eine unglaublich schöne Landschaft auf beiden Seiten des Gebirges. Wir starteten von Hirschberg aus, an einer grossen Talsperre und an der berühmten Wang-Kirche vorbei nach Krumhübel, wo wir übernachteten. Am nächsten Morgen ging es erneut auf den höchsten Berg, die Schneekoppe und dann schnellstens hinab ins oesterreichische Tal zu einem Badort, - ich glaube Schneidemühl - dessen Namen ich wie so viele andere vergessen habe. Wir wollten auf die tschechische Seite, obwohl es verboten war, weil es dort noch im Kriegsjahr 1917 gut zu essen gab. Es war leicht von der Koppe aus, den Weg, der nach Oesterreich führte, zu nehmen, aber im Restaurant sagte uns der Kellner: Beeilen Sie sich und verschwinden Sie, bevor eine Kontrolle kommt. Schon 1917 kriselte es auf der tschechischen Seite und man merkte, dass die Tschechen gegen die Wiener Regierung und die Deutschen waren, denn nicht wenige tschechische Fahnen statt oesterreichischer flatterten im Wind. Obwohl wir schon ziemlich müde waren, ging es doch wieder hoch hinauf zu der Wursecker-Bade, wo man noch Schlagrahm bekommen sollte, was in Deutschland zu dieser Zeit nur noch ein schöner Traum war. Im Riesengebirge gab es viele Bäder, sehr gut eingerichtete Berghotels, an denen wir auch vorbei kamen. In der Wursecker Bader übernachteten wir und wirklich gab es zum sehr guten Frühstück Heidelbeeren mit einer grossen Portion Schlagrahm. Dann ging es hinunter nach Schreiberhau, wo Gerhard Hauptmann, der berühmte Dichter und Schriftsteller wohnte. Hier musste ich feststellen und auch gehörig spüren, dass ich bei meinem gut ausgeschnittenen Dirndl einen gehörigen Sonnenbrand bekommen hatte, dass der Apotheker mir riet, die Wanderung zu unterbrechen und nach Hause zu fahren. So begleitete ich meinen Bruder nur noch bis Bad Flinsberg und fuhr dann heim, während mein Bruder noch im Erzgebirge wanderte. 1916 reiste ich in den Ferien mit meiner Mutter nach Wildbad, von wo aus ich sehr schöne Schwarz-Wald-Touren machte. Dort lernte ich auch meine spätere Schwägerin, die schon Witwe war, kennen, Es war eine herrliche Ferienzeit, auf dem Rückwege waren wir in Heidelberg und wollten uns noch Nürnberg ansehen, aber bei unserer dortigen Ankunft erreichte uns die Nachricht, dass meine Grossmutter, Mutter meines Vaters, im Sterben lag und wir reisten sofort heim. Ich hatte nur diese eine Grossmutter, die ich sehr lieb hatte, weil sie immer eine sehr lustige und liebe Frau war. Mit meiner späteren

späteren) Schwägerin hatte ich im Wildbach Freundschaft geschlossen, und das war dann der ausschlaggebende Grund, dass ich zum Studium nach Frankfurt ging. Ich wollte zwar nach Freiburg oder Heidelberg, aber meine Eltern sagten: "Es ist so weit weg von Beuthen, wir haben Krieg, wenn es Westdeutschland sein soll, dann Frankfurt, wo wir wenigstens Frau Straus kennen.

Nachdem wir das bestandene Abitur gründlich gefeiert hatten, einmal die Klasse während einer ganzen Nacht bei einer Klassenkameradin in Emanuelsegen, da es nachts keine Eisenbahn gab und das andere Mal mit Eltern und den Söhnen, die auch ihr Abitur gemacht hatte, rüstete ich mich für mein Medizinstudium in Frankfurt. Ich fuhr zuerst mit meinem Vater für ein paar Tage nach Bad Nauheim und dann nach Frankfurt, wo ich durch Alice Straus und andere ~~Freunde~~<sup>Freunde</sup> Empfehlungen an verschiedene Familien eingeführt wurde. Zu den Zeiten, da ich mein Studium begann, war es noch gar nicht üblich, dass ein junges Mädchen allein in einer Stadt zum Studium lebte, auf jeden Fall nicht in den damals konservativen Frankfurt. Daher konnte ich auch um des guten Rufes willen kein Einzelzimmer nehmen, sondern musste in einer Pension wohnen, wo fast nur alte Leute wohnten. Nur ein Mieter war jung und wir hatten viel harmlosen Spass miteinander, was zur Folge hatte, dass wir schief angesehen wurden und seine Verlobte darauf drang, dass er ausziehen musste. Das erste Semester war sehr vergnüglich, ich studierte nicht zu viel, sondern genoss die grosse Stadt mit seinen sehr guten Theatern und Oper. Da ich in der Oberrealschule schon sehr viel von Physik und Chemie gelernt hatte, musste ich zwar die Fächer belegen, aber nicht unbedingt die Vorlesungen besuchen. In der Anatomie war es anders, da man sein vorgeschriebenes Pensum absolvieren musste. Aber auch da ging es mit den Studenten sehr vergnüglich zu und einer half dem anderen bei den Teilexamen, die beim Präpieren abgelegt werden mussten. Ich lernte beim Studium zwei sehr nette Studentinnen kennen und mit einer bin ich bis zum heutigen Tage noch sehr befreundet. Herbert lernte ich kennen, als er im Friedrichsheim lag, wohin er von Neisse, in Schlesien, verlegt worden war. Mein Vater hatte es fertig gebracht, dass Herberts Eltern ihn nach Frankfurt nehmen konnten, nachdem es abgelehnt worden war, ihn ins Krüppelheim in Beuthen, einem Heim des Kardinals von Breslau, zu schicken. Das Garnisonlazarett von Neisse war alles andere als schön und so wollten wir Herbert seiner Schwester zu liebe wenigstens in unserer Nähe haben, um ihn besser versorgen zu können. Wir Freundinnen haben während des Krieges oft im Krüppelheim geholfen, wo nur Nonnen pflegten, die den Verwundeten nichts besorgen konnten. Wir kauften für die Verwundeten in der Stadt ein, schrieben Briefe für sie, etc. Einmal gaben die Frauen der dortigen Ärzte ein grosses Fest, an dem wir Mädels alle teilnahmen. Es war sehr schön und so schaute ich gar nicht nach der Uhr und kam viel zu spät zum Nachessen heim. Mein Vater war sehr böse darüber und als ich sagte, dass die eine Sanitätsratsfrau uns noch brauchte, antwortete er gleich: "Dann werde ich ihr sagen, dass Du gar nicht mehr helfen kannst." So war es damals mit uns jungen Mädchen, die wir doch bald 18 Jahre alt waren. In Frankfurt hatte ich auch unter den Bekannten ein paar nette Freundinnen gefunden, die nicht studierten. Sie waren mindestens so streng gehalten wie ich und ein Vater konnte gar nicht verstehen, dass ich abends allein nach Hause ging. Er fragte mich, was ich den tun würde, wenn es einen Fliiegerangriff gäbe- und als ich antwortete, sofort in

Haus hinein gehen, war es ganz entsetzt, dass ich am Abend in ein fremdes Haus gehen würde. Ja, ich durfte auch nicht allein Herbert im Friedrichsheim-Lazarett besuchen, konnte nur mir seiner Mutter hingehen, aber erst, nachdem die ganze Verwandtschaft ihn besucht hatte. Und wie entsetzt war sie, als er auf meine Frage: Wie war es in Neisse? nur antwortete: besch... Er war eben ein Frontsoldat und er besserte sich auch nicht, wenn die Mutter wiederholte: "Aber Herbert, so etwas hast Du nicht von mir gelernt". Wir beide hatten natürlich unser Vergnügen daran. Es kam noch besser, denn bei einem Besuch im Hause der Frau von Weinberg - die bekannten Industriellen und Rennstallbesitzer hatten einen grossen Flügel ihres Hauses als Lazarett eingerichtet - wohin Herbert verlegt worden war, lag er bei heissem Sommerwetter mit ganz offenen Fenstern da. Mutter Frommann: "Herbert, es blitzt" - eine Redewendung, wenn man nicht alles gut zugeknöpft hatte -, worauf Herbert nicht reagierte. Nachdem die Mutter es 2 Male wiederholt hatte, sagte Herbert: "Ich weiss gar nicht, was Du hast, es ist doch das herrlichste Sommerwetter, von Gewitter keine Spur." Wir beide verstanden uns gleich sehr gut und da wir die gleiche Trambahnlinie - er vom Lazarett, ich von der Anatomie - in die Stadt benutzen mussten, kam es hin und wieder vor, dass wir uns "zufällig" in der Tram trafen und bis zum Bahnhof zusammen fuhren wo ich zur Universität umsteigen musste. Wir trafen uns auch im Hause seiner Eltern zum Sonntag-Mittagessen, zu dem die "arme" Studentin immer eingeladen wurde, da es ja im letzten Kriegsjahr wirklich sehr wenig gab, wenn man nur auf die Essenskarten angewiesen war. Als Verwundeter hatte Herbert immer die Gelegenheit, umsonst ins Theater zu kommen und erzählte uns - meiner Schwägerin und mir - was er gesehen hatte. Einmal erwähnte er das "Schwarzwaldmädel", das im Schumann-Theater gegeben wurde, wohin eigentlich junge Mädchen und Frauen nicht allein gehen konnten. Aber mich jückte es, das Verbotene zu tun, und so veranlasste ich meine Schwägerin, mit mir auf meine Studentenkarte zu einer Vorstellung zu gehen. Am nächsten Sonntag bei Tisch sagte ich zwischendurch: "Du kannst nix machen, da stehst Du machtlos vis-a-vis" - ein sehr bekannter Spruch aus dem Schwarzwaldmädel - worauf Herbert nur sagte: "Ihr auch?" Die Eltern, meine späteren Schwiegereltern durften doch nichts von unserem Theaterbesuch wissen. Ich verführte Alice noch zu manchem anderen Streich, denn als ganz junge Witwe führte sich ein ziemlich einsames Leben. Im ersten Semester lud sie mich mit einer ihrer Kusinen für ein paar Tage nach Herrenalb ein, wo wir eine besonders vergnügliche Zeit verbrachten. Auch in Mannheim war ich zu den Pfingstferien, eingeladen von einer jungen Bekannten, die in Frankfurt studierte, während ihr Mann Soldat war. Sie hatte eine alte Angestellte in ihrer Wohnung, die uns reichlich verwöhnte und herrlichen Proviant für unsere Wanderung von Heidelberg den Neckar entlang mitgab. In Mannheim erlebte ich den heftigsten Flüxerangriff um die Mittagszeit, als gerade die Schulen aus waren. In Frankfurt hatte ich schon so manchen erlebt und war immer von meinem 3. Stock schleunigst ins Parterre zu einer sehr netten Familie geflüchtet, einer Mutter mit drei Kindern denn der Vater war als Arzt im Felde.

In Frankfurt während der letzten Kriegsjahre durfte man abends nur mit polizeilichen Ausweis ausgehen, der nicht immer erteilt wurde. Ich behauptete, dass ich als Medizin-Studentin auch abends aus den Krankenhäusern heim müsste, und zum Erstaunen der Beamtin erhielt ich einen Ausweis, was Herbert viel Spass machte. Im zweiten Semester ging der Krieg zu Ende und die Revolution brachte viel Aufregungen. Meine Eltern wollten, dass ich mein Studium in Frankfurt abrechnen sollte, aber nachdem Herbert und sein Vater,

der ja eine Privatbank hatte, versicherten, dass ich nie in Geldnöte kommen würde, blieb ich bis zum Ende des Semesters in Frankfurt. In den Revolutionstagen wollte ich doch sehen, was sich in der Stadt abspielte, und so holte Alice die ältesten Mäntel hervor und wir beide machten uns auf den Weg nach der Zeil und sahen uns die Unzüge an. Ach, was für arme, oft zerlumpete Gestalten. Natürlich durfte niemand von unserem "Ausflug" wissen und so mussten Alices Mädchen immer ihrer Mutter, die allzu oft telefonierte, sagen, sie wäre im Bad oder zum Einkauf in nächster Nähe. Herbert wurde als einziger Demokrat in den Soldatenrat gewählt. Vor Weihnachten musste er noch einmal operiert werden, nachdem ihm im Februar im Felde das Bein amputiert worden war. Ich wusste nicht, was ich ihm zu Weihnachten schenken sollte, da ich von der Familie eingeladen war. Er hatte unzählige Photos vom Kriege mitgebracht und so erbot ich mich, sie ihm in einem grossen Photoalbum zu ordnen. Es war eine grosse Arbeit, aber dieses Album war später, als wir verheiratet waren, auch eine ganz grosse Freude für uns.

In <sup>1919</sup> Januar hiess es von Frankfurt Abschied ~~zu~~ nehmen, denn ich hatte vor, die nächsten Semester in München zu studieren. Aber zuerst hiess es, heim zu fahren, in einem sehr kalten Winter bei den schlimmsten Eisenbahnverhältnissen, die man sich denken kann. Die Fahrt dauerte 1 1/2 Tage mit einer Übernachtung bei Bekannten in Nordhausen, bei denen am Morgen das Waschwasser in der Schüssel eingefroren war. Die 2. Nacht verbrachte ich im Zuge, eingepresst zwischen Soldaten, die schöne Schafspelze an hatten - von der Ostfront- und so mich vom Erfrieren schützten, denn die Fensterscheiben des Zuges waren alle zerbrochen. Die Folge der Reise war eine schwere Grippe, die mich lange Zeit im Bett hielt. Dann kam die Beratung mit den Eltern, wohin zum Studium bei den unruhigen Zeiten, da München zu weit weg von Beuthen wäre. Ich sollte nach Breslau, wohin ich garnicht wollte, aber doch am Ende ging. Während der Ferien zu Ostern rief mich mal Alice von Frankfurt aus an und auch Herbert war am Telefon und verkündete stolz: keine Krücken mehr, ich gehe am Stock. So war ich mit meiner Mutter in Breslau und ein altes Justizrat-Ehepaar räumte mir seinen herrlichen Salon als Zimmer ein, denn es wurde von Staatswegen mit den Zwangseinquartierungen begonnen, d.h. die grossen Wohnungen mussten geteilt werden oder an Untermieter zum Teil abgegeben werden. Mutter war wieder abgereist, als 3 Tage danach Alice anrief, ich müsste unbedingt kommen, sie müsste in ihrem grossen Haus Zwangseinquartierung nehmen. Ich wusste, dass Herbert dahinter steckte und telefonierte mit meinen Eltern, dass ich so bald wie möglich nach Frankfurt gehen würde. Vater kam zum Week-end nach Breslau, wir entschuldigten uns bei meinen Vermietern für den schnellen Aufbruch und am Montag Morgen brachte mich mein Vater zur Bahn, wo ich wieder eine fast 2 tägige Reise antrat. Ich musste mehrere Male umsteigen, gelangte gesund in Frankfurt an, aber ohne jegliches Gepäck, das irgendwo liegen geblieben war und das ich erst nach einigen Tagen bekam. Zum Glück konnte mir Alice, bei der ich ja jetzt im Haus wohnte, aushelfen, denn es war schon eine schlimme Sache, nur sozusagen mit Zahnbürste und Waschlappen tagelang auszukommen. Meine Bücher und sonstigen Studiensachen waren in Frankfurt geblieben, da sie von dort aus nach München geschickt werden sollten. Es war April, als ich nach Frankfurt zurück kam und am 1. Mai war von der gegründeten Jugendring-Vereinigung aller Jugendvereine eine grosse Feier im damaligen Saalbau, wo die grossen Konzerte stattfanden - festgesetzt

worden. Der Saalbau ist im 2. Weltkrieg zerstört worden und an seiner Stelle stehen jetzt zwei Hochhäuser, meistens von Banken besetzt. Zu dieser Maifeier ging die ganze Familie Frohmann, denn Herbert musste von der Partei aus dabei sein und die Eltern Frohmann liessen Herbert noch kaum allein, da er noch schlecht ging. Ich war auch dabei. Es war eine wunderschöne, erhebende Feier voller Begeisterung der vielen Jugendlichen. Der sehr bekannte Schauspieler Carl Ebert, der zur Zeit am Frankfurter Schauspielhaus war, las aus "Hermann und Dorothea" von Goethe vor. Als die Feier an Ende war und wir gerade an den Opernplatz kamen, fing es ganz fürchterlich zu regnen und wir brauchten mehr als eine 1/2 Stunde, bis wir eine Droschke bekamen, um nach Frohmanns Wohnung zu kommen. Damals fuhr man noch Droschke - Pferdewagen-, nicht Taxi und nur ganz wenige Privatpersonen hatten ihr eigenes Auto. Nach dem Mittagessen ging das alte Ehepaar schlafen, und Alice, Herbert und ich blieben im Herrenzimmer. Es entwickelte sich eine sehr komische Situation, Alice las eifrigst in der Zeitung, Herber und ich hatten eine leise, lange Konversation, an deren Ende wir uns verlobten, heimlich, denn wir wussten, dass es nicht nach dem Geschmack der Mutter Frohmann war, dass Herbert kein Frankfurter Mädchen heiraten würde. Nun folgten für uns beide eigentlich die schönsten Tage, heimliches Treffen zur Mittagszeit in einer Tostube vis-a-vis von der Bank oder Gleichgültigkeit Spielen bei Einladungen bei gemeinsamen Bekannten. Nachdem Mutter Frohmann Herberts Absicht, mich zu heiraten, "geschluckt" hatte, hiess es, es dürfte nicht bekannt werden, bevor nicht der Frühjahrsputz gemacht worden wäre. Ja, der Frühjahrsputz, bei dem die ganze Wohnung auf den Kopf gestellt wurde, war eine besonders wichtige Angelegenheit zu dieser Zeit, wenn die Wintersaison zu Ende war. Als sich das Ende der Putzerei nahte, gingen wir zu fünft in ein nettes Restaurant zum Abendessen, wo die Eltern offiziell von unserer Verlobung Kenntnis nahmen und ich dann meinen Eltern auch Mitteilung machte, damit mein Vater nach Frankfurt kommen sollte, um beim Aufgebot der Hochzeit, die schon Anfang Juli, vor der grossen Ferien, stattfinden sollte, dabei zu sein, denn ich war noch nicht 21 Jahre alt und brauchte die Erlaubnis des Vaters. Wenn ich das niederschreibe, muss ich wieder herzlich lachen, wie wir beide es damals taten, da wir auch schon moderner waren, als es üblich war. Der Verlobungsempfang war ganz grossartig, denn die Familie und der Bekanntenkreis waren sehr gross. Zuerst hatte es natürlich grosses Halloh gegeben, dass Herbert eine Nicht-Frankfurterin und dazu Studentin heiraten würde. Wir wurden sehr schön beschenkt und ich musste jedem persönlich handschriftlich danken, weil das so üblich war. Von all dem Trubel neben dem Studium war ich reichlich müde und abgespannt- und eines Abends, als ein Herr zum Abendessen bei meinen Schwiegereltern war und eine für mich uninteressante Unterhaltung geführt wurde, schlief ich zum Entsetzen meiner Schwiegermutter im bequemen Sessel ein. Bald nach den vielen Verlobungsessens und Feiern fuhr ich nach Beuthen zurück, um meine Aussteuer zu besorgen und dort alles fertig zu machen. Es war nicht leicht, die Wäsche und die Kleider zu bekommen, denn es gab alles nur auf Marken, also in sehr beschränkter Masse. Gute Freunde meiner Eltern, ältere Menschen, die ihren Haushalt hatten, schenkten mir einige Marken, sodass ich nicht mehr besorgen konnte. In Dresden, wo mich meine Mutter traf, gab es ein Wäschegeschäft, wo es besonders feine Wäsche aus Material, das nicht beschränkt war, gab und wo ich so auch etwas ohne Marken kaufen konnte. Meine Kleider zur Hochzeit hatte ich in Frankfurt bestellt, da die Standesamt=<sup>an</sup>Trauung in Frank-



furt, die synagogliche in Dresden stattfinden sollte. In Beuthen wurde auch viel gefeiert und auch da gab es viele Geschenke. Aber ich konnte dort nicht so lange bleiben, wie geplant, denn die Siegermächte nach dem 1. Weltkrieg hatten beschlossen, Oberschlesien durch die Franzosen besetzen zu lassen. Herbert hatte Angst, dass ich womöglich als Oberschlesier dann nicht aus Beuthen heraus könnte und so fuhr ich Hals über Kopf nach Frankfurt, von meiner Mutter bis Kassel begleitet, da sie wiederum sofort zu Vater zurück nach Beuthen wollte. Vor meiner Abreise sprach ich mit unserem Rabbiner Dr. Kopfstein, der mich in Dresden trauen sollte und der von seinen Ferien in Marienbad dorthin kommen wollte, da er sehr begeistert war, dass ich synagoglich getraut werden wollte, obwohl unsere Familie so wenig religiös war. Wir hatten Dresden ausgewählt, damit beide Eltern keine zu weiten Eisenbahnfahrten hätten, da die Väter, besonders Vater Frohmann bei der unruhigen Zeit nicht vom Geschäft länger als einen Tag fort sein konnten. Am Ende wurden wir ohne meine Eltern und Rabbiner, die uns in Dresden erwarteten, in Frankfurt getraut, denn wir waren gerade standesamtlich getraut worden, da brach in Deutschland ein Eisenbahnerstreik aus, der unübersehbar war. Wir telefonierten mit meinen Eltern Tag und Nacht und dann beschlossen wir am Samstag vor dem Hochzeitssonntag, uns im Hause meiner Schwägerin von den ganz besonders netten Rabbiner Dr. Lazarus trauen zu lassen. Es gab ein unendlich grosses Durcheinander, zu einem Mittagessen wurde nur die engste Familie eingeladen, aber die Tatsache, dass wir in Frankfurt getraut würden, verbreitete sich so schnell, dass das Haus bei der Zeremonie überfüllt war. Die Räume waren ganz schnell mit Blumen ausgeschmückt worden. Da ich in der Nacht noch mit Dresden telefonierte und lange vor Aufregung nicht schlafen konnte, habe ich meinen Hochzeitstag tüchtig verschlafen und musste zum Anziehen aufgerüttelt werden. Eine sehr komische Situation. Dr. Lazarus hat eine wundervolle Rede gehalten, meine beiden, damals noch kleinen, sehr reizenden Nichten haben uns als Engel etwas vorgetanzt und die jüngere hat nach dem Essen alle Reste Wein heimlich ausgetrunken und musste ganz beschwipst ins Bett getragen werden. Unsere Hochzeitsreise ging, dank eines Kriegskameraden von Herbert, der beruflich ein Auto hatte, nach Darmstadt. Weiter ging es nicht, auch nur mit grösster Vorsicht, in dem wir im Walde kreuz und quer fuhren, damit er nicht als Streikbrecher erwischt werden konnte. In Darmstadt verlebten wir eine sehr vergnügte Woche mit Besichtigungen, Theater, Kino, etc. Auch da passierte mir etwas sehr Drolliges, denn ich schrieb mich im Hotel, der berühmten "Traube" mit meinem Mädchennamen ein. Welch Schande zu diesen Zeiten, denn in Deutschland ist es ja nicht so wie in Chile üblich, dass man den Mädchennamen behält, auch wenn man verheiratet ist. Ich kann mich an die chilenische Weise bis heute nicht gewöhnen, denn ich weiss nie, welche Frau zu welchem Mann gehört. Nach 8 Tagen war der Streik zu Ende gegangen und wir fuhren auf dem Wege nach Beuthen, wo wir meine Eltern besuchen wollten, nach Wilhelmshöhe bei Kassel, das ganz besonders schön liegt. Das Schloss war in ein Hotel umgebaut worden, alles war herrlich bis auf das Essen, das man eben nur auf Marken und sehr eingeschränkt bekam. Wieder eine amü-dante Begebenheit. Das alte Hotel, d.h., Schloss, war modernisiert worden und in den grossen Zimmern war in einer Ecke das Bad eingebaut worden - als grosser Eckschrank. Herbert hatte den grössten Spass, mir zuzusehen, wenn ich mich dort "einengte" und einmal schloss er mich ein, weil ich möglichst die Türen immer so weit, wie es nur ging, zumachte. Es waren eben noch nicht die heutigen Zeiten. Und so kam es auch, dass meine

Schwiegermutter ganz entsetzt war, als wir sie baten, mit den Hochzeitsbildern an die Bahn zu kommen, um sie uns auf der Durchreise nach Beuthen zu bringen. Auf der Hochzeitsreise sieht man nicht die Familie und fährt nur 1. Klasse, was wir nicht taten, 2. Klasse hatte uns auch genügt und nur von Breslau bis Beuthen fuhren wir wieder 1. Klasse, was mein Vater wiederum sehr überflüssig fand. Wir fuhren nach Beuthen, weil ja meine Eltern durch den Eisenbahnerstreik nicht bei der Hochzeit dabei sein konnten und mit unserem Rabbiner in Dresden festsassen. Der Hochzeitstermin wurde nicht verschoben, weil das kein Glück bedeutete. In Beuthen verbrachten wir sehr vergnügte Tage, denn es wurde dauernd gefeiert. Nach dieser schönen Zeit und der noch schöneren in Wilhelmshöhe, wohin wir noch mal zurück gingen und Ausflüge und Museumbesuche in Kassel machten - herrliche Bilder - fing nun das Alltagsleben in Frankfurt an. Wir wohnten im 2. Stock des Hauses meiner Schwägerin, - als Zwangsmieter - die uns mit ihren Möbeln ein Wohn-, Schlaf- und Ankleiderzimmer - später Kinderzimmer - eingerichtet hatte. Die Mahlzeiten nahmen wir zusammen ein, da sie noch Witwe war und erst 9 Monate nach unserer Hochzeit wieder heiratete. Da haben wir auch noch eine kleine Küche eingerichtet und wohnten 5 Jahre dort, bis wir eine eigene Wohnung bekamen. Herbert hatte in der Bank in der Nachkriegszeit sehr viel Arbeit, ich hatte mein Studium aufgegeben, da das Medizinstudium sehr viel Zeit beansprucht und ich höchstens am Abend mit Herbert hätte zusammen sein können. Ich belegte aber einige Kollegs, das interessanteste von Franz Oppenheimer über Sozialpolitik, nahm Klavierstunden bei einer Schülerin von Clara Schumann, so dass ich auch immer beschäftigt war ausser dem gesellschaftlichen Leben, das Herbert als Bankier führen musste. Letzteres lockte uns nicht so sehr, es war ja nur die Politik, die Herbert interessierte und in die er mich mit hinein zog. Wie mir Herbert immer erzählte, hatte er sich schon als Gymnasiast immer nur für die Zeit von 1848 interessiert und war von Anfang an nur für eine Republik statt des Kaiserreiches gestimmt, was ihm oft Ärger einbrachte. Als der Krieg zu Ende ging und die Republik ausgerufen wurde, wurde er sofort in den Soldatenrat gewählt und zwar als einziger Demokrat, nicht Sozialdemokrat. Es hatten sich die politischen Parteien gebildet und Herbert hatte sich sofort für die Demokratische Partei entschieden, in deren Vorstand er gleich gewählt wurde. Es war die erste Wahl, wo nun auch die Frauen mitzubestimmen und mitzuwählen hatten. Daher rief Frau Dr. Anna Schulz zu einer Frauenversammlung zusammen, um uns Frauen klar zu machen, welche Liste wir bei der Wahl zu wählen hätten. Ich war noch als Studentin auch dabei. Alles verlief sehr gut, denn Dr. Schulz war eine sehr energische und männliche Frau - mit viel Wissen - und doch einer grossen Herzensgüte. Sie wurde Stadträtin, erschien immer im strengen Jackenkleid mit weisser Bluse und hohem Kragen und Krawatte. Als sie uns am Ende der Versammlung die Liste 2 - mit den meisten Frauen - zu wählen beigebracht hatte, stand ich - wohl als Jüngste - auf und fragte: Wir sind hier nicht zu viele, und wir sollen die vielen anderen wissen, dass wir diese Liste wählen sollen? Da stutzte sie zuerst und sagte dann: "Das Kleine hat Recht, wir müssen Frauen haben, die die Liste vor dem Saal verteilen werden und Sie, Kleines, müssen dabei sein." So stand ich am Abend der Wahl auf der schönen Freitreppe des Römers wo die Versammlung stattfand und warb laut für die Liste 2. Als meine Späteren Schwiegereltern ankamen und mich so erlebten, erblasste meine Schwiegermutter, denn so etwas war ihr ja noch nicht vorgekommen. Sie hatte noch eine

andere ~~grosse~~ grosse Aufregung, denn da es noch nicht bekannt war, dass Herbert als Teilhaber in die Bank seines Vaters ~~seines Vaters~~ eingetreten war, wurde er auf den Listen als "Handlungsgehilfe" geführt, was meine Schwiegermutter empörte. Herberts Vater, ein besonders liebenswerter und gütiger Mensch, der sich seine Bank mit grossen Fleiss und grossen Kenntnissen selbst geschaffen hatte, nahm alles gelassen hin und Herbert und ich - noch nicht verlobt - amüsierten uns köstlich. Übrigens, Dr. Schulz schloss mich in ihr Herz und wenn ich nach den Vorstandssitzungen Herbert abholte, - ich war in der Zwischenzeit meistens im Kino - mein besonderes Vergnügen - dann rief sie: "Frohmannchen, komm nur rein, du bist Luft, von Dir erfährt nie jemand etwas."

Bei dem Kapp-Putsch, einem Angriff der Rechtsextremisten war bei der Demokratischen Partei Hochbetrieb und Herbert liess mich wissen, dass er die Nacht über im Partei-Büro bliebe. Ich wollte ihn aber nicht allein dort lassen, ging auch hin und spielte die Telefonistin während der Nacht. Bei aller Aufregung gab es auch einen netten Zwischenfall. Der Sohn des bekannten Professors Edinger und seiner Frau, die eine bekannte ~~Ministerin~~ <sup>Pazifistin</sup> war, hatte sich zur Abwehr des Putsches gemeldet und war mit einer Waffe ausgerüstet worden. Als er spät abends mal nach Hause kam, fand Frau E. die Waffe vor, rief sofort im Partei-Büro an und verlangte, dass man die geladene Waffe sofort abholen sollte, da sie keine in ihrem Haus duldet.

Als die Linksparteien zum Schutze der jungen Republik das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gründeten - die neue Fahne des republikanischen Deutschlands, die kaiserliche war schwarz-weiss-rot - war Herbert sehr bald in den Vorstand und später in den Hauptvorstand gewählt worden. In dem Reichsbanner waren hauptsächlich Sozialdemokraten, weniger Demokraten und auch einige Zentrumleute. Der Vorsitzende in Magdeburg war Hörsing, der später bei der Befreiungsfeier des Rheinlandes von der alliierten Besatzung mit Hindenburg eine grosse Rolle spielte, Herbert war auch bei dieser Feier.

In Frankfurt gab es 1925 ein grosses Reichsbanner <sup>mein</sup> Treffen (in Frankfurt), ich weiss nicht mehr zu welcher Veranlassung. Es war ein herrliches Fest mit grosser Parade am Opernplatz und Fackelzug am Abend. Am Morgen nahm General von Deimling, der sich zum Reichsbanner bekannt hatte die Parade ab, wobei unsere Gerda ihm einen Blumenstrauss überreichte. Das Foto an der Oper habe ich noch, wie ich ja bei unserer Auswanderung unsere Photos retten und mitnehmen konnte. Durch Herberts politisches Engagement haben wir viele bekannte Persönlichkeiten kennen gelernt, unter denen wohl die bekanntesten Prof. <sup>G</sup>Quidde, Vorsitzender der Deutschen Friedensgesellschaft, Prof. Heuss, 1. Präsident Deutschlands nach dem 2. Weltkrieg und der französische Prof. und Minister René Cassin, späterer Nobelpreisträger waren. Prof. <sup>G</sup>Quidde hat einmal bei uns, als wir noch bei meiner Schwägerin in der Cronbergerstrasse wohnten, übernachtet. Er war ein grosser Pazifist, Herbert der im Grunde ganz pazifistisch eingestellt war, bewunderte ihn sehr. Herbert war nur davon überzeugt, dass man den Frieden nur erhalten könne, wenn man eine genügend grosse Militärmacht hinter sich hätte. Darum war er auch dafür, dass Deutschland eine noch so kleine Wehrmacht haben sollte, und war auch gegen die Annahme des Friedensvertrages der Alliierten, weil er die Forderungen für unerfüllbar hielt, was sich <sup>ja</sup> später heraus stellte. Herbert war ein glänzender Redner. Er sprach frei, nicht wie die jetzigen Redner, ablesend, und sehr oft aus dem Stegreif. Er konnte die grösste Menge begeistern und mit sich mitreissen. Er hatte eine tragende Stimme und war auch in einem grossen Saale wie dem im Zoologischen Garten in

Frankfurt ohne Mikrofon überall zu hören. Nach dem ersten Kriege gab es keine Mikrophone. Ein herrlicher Redner war auch Prof. Max Weber, den ich einmal im grossen Schumann Theater hörte. Herberts letzte öffentliche Rede hielt er zusammen mit Prof. Heuss in Bad Homburg im März 1933. Nach den Januar-Wahlen 1933, <sup>als</sup> da Hitler zur Macht kam, fanden noch einmal freie Wahlen - ich glaube, zum preussischen Landtag - statt - und da sprachen beide für die Staatspartei, die inzwischen die Nachfolgerin der demokratischen Partei geworden war. Mit Prof. René Cassin, der nach dem 2. Weltkrieg den Friedens-Nobelpreis bekam, war Herbert in einer internationalen Veteranen-Vereinigung zusammen. Nach einem grossen Treffen in Würzburg kam er auch nach Frankfurt und besuchte uns, denn er befreundete sich mit Herbert an, und war auch derjenige, der uns aus Hitler-Deutschland 1939 nach Paris rettete, bevor wir weiter nach Chile emigrieren konnten.

Bald nach unserer Hochzeit mussten wir uns damit beschäftigen, für Herbert ein passendes Bein zu finden, was sehr schwer war, denn er hatte einen sehr kurzen Stumpf mit einer sehr grossen Wunde. Die üblichen Leder-Kunstbeine waren zu schwer. Zuerst versuchten wir es nach Frankfurt in Freiburg, wo wir im Schwarzwald sehr schöne Tage verbrachten, denn bei den Anfertigen und den Ausproben des Beines lagen immer Ruhetage dazwischen, die wir zu unseren Vergnügungen und Ausflügen ausnutzten. Im Juni 1920 waren wir zu Ferien auf dem Sand im Schwarzwald, von wo aus wir auch wieder sehr schöne Ausflüge machten. Ich erwartete mein erstes Kind, aber niemand merkte etwas davon, bis auf einmal Herbert ganz harmlos fragte: "Wie willst Du 'Mal das Kind mit dieser Decke, die so viele Löcher hat, zudecken." Ich häkelte nämlich eine Decke, die später mit einem hellblauen oder rosa Stoff unterlegt werden sollte. Das Halloh unserer Bekannten war natürlich gross und unser Geheimnis war gelüftet. Am 22. November wurde Gerda geboren, nicht ganz leicht, was auch zur Folge hatte, dass ich sehr gallenleidend wurde. Im folgenden März war die Abstimmung in Oberschlesien, eine politisch sehr wichtige Sache, weil entschieden werden musste, welcher Teil deutsch oder polnisch werden sollte. Da der Arzt mir nur erlaubte, ohne Behandlung nicht mehr als 3 Tage fort zu bleiben, auch wegen Gerda nicht, die ich stillte, wurde es mir unmöglich, nach Beuthen als geborene Oberschlesierin zu fahren. Es hatte sich auch keine Krankenschwester gefunden, die mich hätte begleiten können. Mein Fehlen als Deutsche wurde mir sehr verübelt und auch mein Vater, ein grosser Patriot und sehr bekannt in der Stadt, war sehr verärgert, denn noch 10 Minuten vor dem Schluss der Abstimmungszeit kamen Herren zu ihm, ob ich denn nicht angekommen wäre. Es waren von den Deutschen wirklich alle gekommen, wenn es auch für sie die grössten Schwierigkeiten gab. Beuthen blieb deutsch, aber Kattowitz, wo ich aufs Gymnasium ging, wurde polnisch. In den weiteren Jahren bis zum Tode meiner Eltern ging ich einmal im Jahre mit meinen Kindern zu Besuch nach Beuthen, das sich im Laufe der Jahre sehr vergrösserte und veränderte. Wenn man in der Erinnerung lebt, findet man wohl alles schöner und angenehmer als es war, denn oft war ich bei meinen Besuchen dort über manches enttäuscht, aber ich war immer gern in der Heimat, sodass ich nochmals vor unserer Auswanderung zu Verwandten hinfuhr, da meine Eltern nicht mehr am Leben waren. X Im Sommer 1921 waren wir zur Erholung mit Gerda in Baden-Baden. Schon mit wenigen Monaten war sie ein sehr lebhaftes Kind. In einem Gartenrestaurant lag sie im Wagen und hörte wohl an ihrer Seite fremde Stimmen und da versuchte sie, 6-7 Monate alt, sich allein aufzusetzen, um zu sehen, was los ist. Es gelang ihr, hoch zu kommen, wie es ihr in ihrem Leben fast immer gelingt, das zu erreichen, was sie sich vornimmt. X

Im Jahre 1922 waren wir im Sommer, meines Gallenleidens wegen, in Bad Mergentheim, von wo aus wir Rothenburg besuchten, von dem wir restlos begeistert waren. In Mergentheim erreichte uns die traurige Nachricht von der Ermordung Walter Rathenaus, eine Kathastrophe, die für Deutschland die schlimmsten Folgen haben sollte, denn es war wohl meiner Meinung der Beginn der Unterwühlungen der neuen Republik, die durch Hitler zum Ende kam. Die Menschen waren auf dem Hauptplatz von Mergentheim zusammengelaufen und konnten nicht fassen, dass so etwas möglich sein konnte. Bei diesen furchtbaren Ereignis erinnere ich mich an ein anderes, erschütterndes Ereignis: den Tod des ersten Präsidenten Friedrich Ebert. Er wurde in Heidelberg begraben und als der Zug mit dem Sarg und der Familie von Berlin nach Heidelberg fuhr, standen Tag und Nacht tausende von Menschen auch an der kleinsten Bahnstation, die der Zug berührte. In Frankfurt passierte der Zug zwischen 6 und 7 Uhr morgens. Das ganze Reichsbanner und tausende Menschen waren am Südbahnhof versammelt und als der Zug ganz langsam die Station passierte, spielte die Kapelle das Lied vom guten Kameraden. Ich glaube, es blieb kein Auge trocken, wusste man doch, dass Ebert erst seine Pflicht im Reichstag getan hat und sich nicht rechtzeitig am Blinddarm operieren liess.

Kurz nach dem Tode von Rathenau fand ein Parteitag in Eisenach statt, an dem wir teilnahmen. Dort lernten wir auch den Politiker und Schriftsteller Hermann Anders Krüger, kennen, den sein Roman "Gottfried Kämpfer" berühmt gemacht hatte. Wir hatten uns mit ihm und seiner Frau sehr angefreundet und besuchten ihn in seinem Haus in Neudietendorf, das zwischen Eisenach und Erfurt liegt. Auch in Erfurt waren wir mit ihm, dessen Freundschaft bis zu seinem Tode reichte trotz Hitler, den er sehr bekämpfte. Am Schluss des Parteitages gab es den letzten Akt der Meistersinger, eine Aufführung so wundervoll, dass ich sie nie vergessen kann.

1922-23 waren wir auch in München, um wieder ein neues Kunstbein für Herbert zu probieren, da das Freiburger für Herbert auf die Dauer nicht möglich war. Wir genossen den Aufenthalt mit Theater und Ausflügen sehr, verbrachten auch einige Tage Wartezeit in Garnisch-Patenkirchen, von wo aus wir auch auf die Zugspitze fuhren. In Erinnerung blieb mir eine Aufführung in der Münchener Oper von Richard Srauss' "Ariadne" mit der Ivogna. Was gab es doch für wunderbare Künstler, Sänger und Schauspieler in den 20. er Jahren auch in Frankfurt. Wir hatten die berühmte Zeigs-Aerea, er war Intendant von beiden Häusern. Am Schauspielhaus waren u. a. Carl Ebert, Jacob Feldhammer, die weltbekannt wurden, Toni Impekoven, dessen Tochter <sup>Michy im Chor</sup> die bekannte Tänzerin war. In der Oper waren die Sopranistinnen Lauer-Kothar, Else Gentner Fischer, John Gläser, Robert v. Scheidt, später Franz Volcker und der unvergessene Hermann Schramm, dessen David in den Meistersingern unübertroffen war. Auch Arthur Hellner hatte in seinem "Neuen Theater" sehr gute Kräfte, von denen viele später nach Berlin und Wien gingen und weltbekannt wurde wie u. a. Marianne Hoppe. Die Leitung und Inzenierunge<sup>1</sup> der Oper lagen in den Händen Clemens Kraus und Wallerstein, die dann nach Wien gingen. Die Museuskonzerte waren ein weiteres künstlerisches Ereignis. Die bekanntesten Dirigenten und Solisten der damaligen Zeit bestritten die Konzerte, und ich kann nie vergessen, dass am 28. September 1933 das erste Konzert der Saison unter Bruno Walter abgesagt werden musste, weil Bruno Walter Jude war. Auf dem Römerberg fanden die berühmten Römerberg-Festspiele statt, bei denen hauptsächlich der Götze von Berchtingen <sup>Lühingen</sup> aufgeführt wurde und jeder Frankfurter wusste, dass Punkt elf Uhr abends das berühmte Götze Zitat über den Römerberg dröhnte. Schön waren auch die

die Feste auf dem Main, die abends mit grossem Feuerwerk auf den Fluss endeten. Herbert war mehr für das Theater als für die Oper, denn er war hoffnungslos un-musikalisch, er konnte, wie er mir erzählte, noch nicht einmal "Heil Dir im Siegerkranz", die Nationalhymne zu Kaisers Zeiten, singen und durfte in der Schule nicht mitsingen, weil er die Sänger durcheinander brachte. Er war aber unglaublich belesen, wusste sehr viel und hatte dazu ein ausserordentliches Gedächtnis, sodass er mir auf meine Fragen sofort die richtige Antwort geben konnte. Ich nannte ihn immer mein Lexikon. Wir lasen nicht nur die bekannte "Frankfurter Zeitung", sondern auch die Berliner "Vossische Zeitung", die ein besonders gutes Feuilleton hatte und die ausserordentlichen Gerichtsberichte von <sup>Stein</sup> ~~Stein~~, einem hervorragenden Reporter und Journalisten.

Wir lasen auch sehr viel zusammen. Abends las mir Herbert vor, oft auch sehr schwere Lektüre und ich machte dazu Handarbeiten, damit ich nicht bei dem langen Vorlesen einschlafen konnte, was mir einmal passierte. Als das Radio aufkam, war Herbert zuerst sehr unglücklich, da man es ja nur durch Hörmuscheln hören konnte und eine Unterhaltung somit unmöglich war. So hatten wir zuerst keins, weil Herbert fürchtete, dass ich zu viel Musik am Abend hören würde. Zu den Geburtstagen schenkten wir uns gegenseitig nur eine Sache, die wir besonders gern haben wollten, aber nicht allein kauften. Es war vor Weihnachten und meinem Geburtstag, da hörte ich beim Friseur zufällig sehr schöne Weihnachtslieder durch's Radio. Ich lief auf in die Bank zu Herbert mit den Worten: "Ich weiss, was ich mir wünsche", worauf er nur sagte: "Du wirst doch nicht". Ich bekam das kleine Radio und war wohl später eine der ersten, die einen Lautsprecher bekamen, einen Trichter, wie er beim Grammophon üblich war, denn nun konnte sich Herbert doch mit mir unterhalten, wenn es auch dabei Musik gab.

An Anfang unserer Ehe fanden noch in der Familie Frohmann-Oppenheimer die von uns nicht sehr geliebten Freitag-Abende statt, bei denen Onkel, Tanten, Neffen und Nichten zum Abendessen zusammenkamen. Von Mutter Frohmann lebte nur noch ein Bruder Oskar Oppenheimer in Frankfurt, das Oberhaupt der Familie Oppenheimer und der grosse Mann. Er war ein bekannter Bankier und hat bei den Friedens-verhandlungen in Paris in einem Wirtschafts-rat mitgewirkt. Alle in der Familie mussten sozusagen nach seiner Pfeife tanzen, denn er war kinderlos- er bestimmte über Nichten und Neffen, die keinen Vater mehr hatten. Über mich konnte er nicht bestimmen, was er wohl bald merkte, aber wir kamen doch ganz gut miteinander aus. Wir waren aber froh, als die Freitag-Abende aufhörten, erstens weil es durch die lange Arbeit in den Banken bei der grossen Inflation zu spät wurde, und zweitens weil durch das Heiraten der vielen Nichten der Kreis zu gross wurde. Wir waren am Anfang schon 28 Personen. Die Freitag Abende wurden noch länger bei den Eltern Frohmann in unserem engsten Familienkreis gehalten, wie wir auch immer zum jüdischen Neujahrs-abend bei ihnen waren, obwohl die Familien, Herberts und meine, nicht fromm, aber immer bewusst jüdisch waren. Die jüdischen hohen Feiertage fielen meistens in die deutschen Herbstferien und so wählte ich immer diese Zeit, um meine Eltern und Oberschlesien zu besuchen. Nach der Abstimmung war Kattowitz, wo ich zur Schule ging und viele andere Orte, wo ich in der Schulzeit schöne Stunden verbracht hatte, polnisch geworden. Ich wollte gern noch einmal alles wiederssehen und so bemühte ich mich, ein Visum zu erhalten. Das war gar nicht einfach, da ich, Deutsche in Westdeutschland, nicht für Polen gestimmt hatte und meine Familie für Deutschland. Vater war aber Direktor der Rounnenhölleschen

Kohlensäurewerke in Polen und so gelang es uns, für mich die Erlaubnis zum Besuch des polnischen Oberschlesiens zu bekommen. Ich fuhr mit meinem Bruder nach Kattowitz, Königshütte und Nicolai, wo 'mal meine Verwandten wohnten, die aber nach Berlin gezogen waren. Dann fuhr mich mein Bruder nach <sup>Losnowitz</sup> ~~Sosnowitz~~, an die Dreikaiserecke, so genannt, weil dort Deutschland, Russland und <sup>Russland</sup> ~~Polen~~ zusammen gekommen waren, denn vor 1914 gehörte Polen zu Russland. In <sup>Sosnowitz</sup> ~~Sosnowitz~~ gab es einen regen Handel, weil dort viel geschmuggelt wurde. Die dortigen jüdischen Kaufleute waren besonders helle, konnten mehrere Sprachen. Mein Bruder und ich machten uns den Spass, in drei Sprachen auf der Strasse zu sprechen und gleich wurde ich von verschiedenen Männern in deutsch, englisch und französisch angesprochen, ob ich nicht einen Pelz kaufen wollte.

1924 bekamen wir endlich unsere eigene Wohnung. Sie lag an der Beethovenstrasse, am Beethovenplatz, ganz nahe am Palmengarten. Sie hatte den bekannten Komponisten Hildbach - "Der Lenz ist da" gehört, er war aber durch die Inflation so verarmt, dass er sie nicht mehr aufrecht erhalten konnte und wir sie ihm für 1.000 Dollar und bezahlte Reise nach Berlin, wo er bei seinen Neffen wohnen konnte, abkauften. Es war alles schwierig und es gab vieles Hin und Her bei den verschiedenen Antern, bis wir sie bekamen, weil ja so grosse Wohnungsnot nach dem Kriege herrschte. Es war eine sehr schöne Wohnung im Parterre mit zugehörigen Vorgarten, den alle Häuser im Westend hatten. Als ich 1956 nach Frankfurt zu Besuch kam, blühten noch dort die Hortensien, die wir 'mal gepflanzt hatten, wie auch die, die wir in der Niederrhein gepflanzt hatten, wo wir später wohnten.

1926 sollten wir nach London zu Herberts Onkel gehen, der heraus gefunden hatte, dass es dort ein Kunstbein, ganz leicht aus Duraluminium gab, das ein Flieger nach seinem Unfall erfunden hatte. Aber zuerst feierten wir am 8. November den 75. Geburtstag meines Schwiegervaters, ein unvergessenes Erlebnis wie auch sein 80. Geburtstag es war. Vater Frohmann war ein sehr beliebter Mann, weil er trotz seines Erfolges immer sehr bescheiden und liebenswürdig war. Er hatte viel Sinn für Kunst und eine sehr schöne Bildersammlung, hauptsächlich von Frankfurter Künstlern, mit denen er zum Teil in seiner Jugend befreundet war. Er war ein Selfmademan. Es kamen zu seinem Geburtstagen an die 200 Menschen, Freunde, Börsen- und Wirtschaftsmenschen und er bekam so viele Blumen, dass wir trotz der grossen Wohnung nicht mehr wussten, wohin und 2 Droschken bestellten, die die Blumen in die verschiedenen Krankenhäuser brachten. Auch sein 50. Bank-Jubiläum konnten wir noch mit allen Angestellten im Römer sehr festlich begehen, während sein 85. Geburtstag und die goldene Hochzeit der Eltern Frohmann sehr ruhig im engsten Familienkreise gefeiert wurden.

1933 feierten wir in Darmstadt in der "Taube" im engsten Familienkreis und am Nebentisch speiste der bekannte deutschnationale Abgeordnete Hugenburg, der noch glaubte, auch bei den Nazis eine grosse Rolle spielen zu können. Bald war es still um ihn geworden.

Bald nach Vaters 75. Geburtstagsfeier fuhren wir nach London und wohnten dort bei Herberts Onkel, der eine riesengrosse Villa am Kensington Park hatte. Er besass eine weltberühmte Sammlung von Bildern und anderen Kunstgegenständen, die viele der bekanntesten Direktoren von Museen aller Länder besichtigen kamen. Nach dem Tode des Onkels wurde diese Sammlung bei Christie versteigert. Wir hatten dadurch das Glück, in den Londoner Museen von den Direktoren geführt zu werden, was einen grossen Genuss bedeutete. Wenn

Herbert bei den Bein-Anprobieren eine grössere Pause hatte, machten wir herrliche Ausflüge in die Umgebung und ich bewunderte dabei die wundervollen Rasenflächen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Wir waren auch viel eingeladen zu Abendessen, Theater und ich zu Konzerten. Unvergessen blieben mir eine Aufführung von "Lady be good" mit dem jungen Fred Astaire und seiner Schwester, eine entzückende Komödie "Yellow Sand", in dem der amüsante Satz "You must love your family, you have not to like her" vorkam und herrliche Konzerte, eins mit Lotte ~~Schwann~~<sup>Lehmann</sup>, begleitet von Bruno Walter, und das andere mit Elena Gerhard. Mir hat das englische Leben sehr gut gefallen und ich bin allzu gern bei meinen Reisen nach dem 2. Weltkrieg immer wieder nach London zu Besuch gegangen. Wie sehr man sich an die Sprache eines Landes gewöhnt, wenn man längere Zeit ~~da~~<sup>ist</sup> ist, erlebten wir selbst, denn als wir bei der Rückfahrt im Köln aufwachten, sprachen wir beide Englisch.

Nach unserer England Reise kam Gerda zu Ostern zur Schule. Mit grosser Bonbon-Tüte trat sie ihren ersten Schulweg an. Sie war zuerst in der Varrentrapp-Schule, denn alle Kinder gingen zuerst in eine Volksschule, später war sie in der Viktoria-Schule, Die erste Lehrerin, eine sehr nette Person, hatte aber noch die Angewohnheit die Kinder mit dem Lineal auf die Fänder zu hauen, wenn sie mal einen Klecks ins Heft machten, was Gerda sehr entsetze, da sie Zuhause nie geschlagen wurde. Ich lud die Lehrerin einmal zusammen mit meiner Freundin, die eine sehr sehr moderne Lehrerin war, zum Tee ein und nach einem sehr gemütlichen Zusammensein, wurde das Auf- die Finger-Klopfen in der Schule abgeschafft.

Im Jahre 1927 verbrachten wir unsere Ferien in Sandvort, an der holländischen Küste, wo es Gerda besonders gut gefiel und von wo aus wir Amsterdam und Den Haag besuchten, um die berühmten Museen zu sehen. Mir hat das Franz Hals Museum besonders gut gefallen. Bei einem Besuch in Amsterdam nach dem 2. Weltkrieg besuchte ich dort das Anne Frank-Haus, denn ich kannte Anne als Kind, Tochter der guten Freundes Otto Frank von Herbert. Die beiden Freunde waren zusammen als junge Leute in der Tanzstunde.

In diese Jahre fiel auch die Gründung der Nachbarhilfe, die sich von Frankfurt aus über Deutschland verbreitete und die Hitler später als Vorbild zur Winterhilfe nahm. Ein Frankfurter Bürger hatte in seinem Etagenhaus erlebt, dass eine Bewohnerin sozusagen Hungers starb. Durch die grosse Inflation waren viele Leute, besonders alte, vollkommen verarmt, schämten sich aber, zum Wohlfahrtsamt zu gehen oder Bekannte wissen zu lassen, dass sie nicht einmal mehr das Geld hatten, und das Gas für den Küchenofen zu bezahlen. So rief er zum freiwilligen Helfen auf und zwar auf die Weise, dass die Helfer von Strasse zu Strasse und Haus zu Haus gehen sollten, um einen noch so kleinen Beitrag zu sammeln und dabei zu erkunden, wer im welchem Hause wohl in Not wäre. Wir durften nicht in derselben Strasse arbeiten, wo wir wohnten, wir mussten auch anonym bleiben, damit die Menschen, denen geholfen wurde, nicht wussten, wer wir waren. Sobald wir erkannt waren, mussten wir die Strasse wechseln, damit die Menschen nicht denken mussten, dass sie sich uns dankbar zu erweisen hätten. Es war ein wundervolles Hilfswerk, aus wahrer Nächstenliebe geschaffen, ausser dem Nötigsten wurde nach Möglichkeit auch etwas Freude, Verständnis und Abwechslung im Alltag geboten. Denn es handelte sich hauptsächlich um Bürger, die einst in guten Verhältnissen waren und nicht ihre Armut zeigen wollten. Ich habe Erschütterndes erlebt und es war eine grosse Befriedigung sehen zu können, wie diese armen Menschen allmählich wieder zu einem lebenswerten Leben zurückfanden. Gerda war lange Zeit meines Gallenleidens wegen ein Einzelkind und wünschte sich sehr einen Bruder oder



eine Schwester, wie sie ihre Schulkameraden hatten. Als wir wussten, dass ich wieder ein Kind erwartete, wollten wir es ihr auf nette Weise beibringen, denn damals waren ja die Kinder in so frühem Alter noch nicht so aufgeklärt wie heutzutage. Zuhilfe kam mir, dass Gerda nach einem Besuch am Nikolaus-Tag nach Hause kam und sagte: mein Freund Robert sagt, dass all die Reden von Nikolaus, Osterhasen, Kinderbringen mit dem Storch Quatsch ist. Sag mir 'mal wie das ist, denn ich habe mir schon gedacht, dass ein Baby zu schwer für einen Storch sein muss, wenn er fliegt. Die Frage aus heiterem Himmel machte mich zuerst stumm, dann sagte ich schnell: "Die Kinder kommen vom lieben Gott". Ach- antwortete sie: "Dann schickt der liebe Gott sein Flugzeug herunter und setzt es bei denen, die sich ein Baby wünschen, ab." Ja, sagte ich, und nun schreibe ans Christkind, dass du Dir einen Bruder oder eine Schwester wünschst. Sie schrieb sofort einen Brief in Druckschrift, wie sie es zu dieser Zeit in der Schule gelernt hatten. Ich antwortete- der Brief kam zu Weihnachten an- dass ihr im Mai-Juni der Wunsch erfüllt werden sollte, sie es aber als grosses Geheimnis bewahren sollte. Am Weihnachtsabend war der Brief die Hauptsache, nicht 'mal der grosse Puppenwagen, den sie später für ihr Brüderchen benutzte, spielte eine Rolle mehr. Aber sie kam zu mir und sagte: Komisch, das Christkind macht die As genau wie Du. Was antworten? Du hast recht, aber ich habe doch den Brief adressiert und da das Christkind wie ich nicht Druckschrift lernte, macht es mir nach. Damit war sie sehr zufrieden. Kurz vor der Geburt von Hans waren wir noch zur Erholung zu Ostern in Seeheim im Odenwald, den wir sehr liebten und der nicht weit weg von Frankfurt ist. Ich habe Hans in der Wohnung bekommen, die, wie gesagt, am Beethovenplatz lag, wo sich im Frühjahr die Katzen ein nächtliches Stelldichein gaben und viel Krach machten. Als Hans seine ersten Laute in der Nacht von sich gab, rief Gerda nach unserer Detta, und beschwerte sich, dass die Katzen wieder so schrien, worauf unser reizender Arzt gleich zu ihr stürzte und meldete: Nein, das sind nicht die Katzen, sondern das ist Dein Brüderchen. Da muss ich schnell zu Mutti. Das geht nicht, Mutti hat sich etwas verletzt, sagte der Arzt, worauf Gerda: War sie wieder so neugierig, dass sie dem Flugzeug zu nahe kam? So waren die Kinder 1928.

Wir liebten es, zu unseren Ferien an kleine, schöne Plätze zu gehen, schon der Kinder wegen, aber vor allem, weil es für Herbert sehr anstrengend gewesen wäre, sich mit seinem Bein immer abends nochmals umkleiden zu müssen. Wir waren in Friedrichroda in Thüringen, wir waren in Heiligenberg, einem wundervollen Platz im südlichen Schwarzwald, oberhalb Salems, ganz in der Nähe des Bodensees. Wir waren in der Schweiz im Kanton St. Gallen, den Namen des Ortes habe ich vergessen, aber nicht die herrlichen Kuchen und Süssspeisen, die der Besitzer des kleinen Hotels selbst machte. 1929 waren wir in St. Margen, oberhalb von Freiburg, ganz nahe am Tittisee, wo wir es ganz besonders schön hatten. Aber 1930 musste ich wieder einmal eine Kur wegen meines Gallenleidens machen und ging mit meinem Vater nach Karlsbad, während die Kinder mit der Detta bei meiner Mutter in Beuthen waren. Auf dem Weg nach Karlsbad besuchte ich Prag, das einen unvergesslichen Eindruck auf mich machte. Es ist eine besonders schöne Stadt und der Hradschin über der Stadt gelegen, mit seinen sehr grossen Sälen ist etwas besonderes. Karlsbad hat mir auch sehr gut gefallen, die herrlichen Parks, in denen die grossen Frühstückrestaurants lagen, waren die besten Erholungsplätze. Nachdem man morgens seinen Brunnen getrunken hatte, wanderte man oder fuhr man hinaus zum Frühstück. Vater der mehr als 20 Male in Karlsbad war, hatte immer den Kaiserpark gewählt und als ich dort mit ihm zum ersten Male erschien, war sofort die Kellnerin, die ihn immer bediente, da und fragte nur: "Herr Direktor, Frühstück

wie immer?" Sie wusste ganz genau, was er zum Frühstück nahm und auch ich brauchte es ihr nur einmal zu sagen, was ich zum Frühstück nahm und wenn wir ankamen, war alles gleich bereit. Man kann es sich heute nicht vorstellen, wie das Personal geschult war und sich merkte, was man bei der Kur essen und nicht essen durfte. Es gab in Karlsbad auch sehr gute Konzerte, Theater, etc. Leider war das Wetter sehr schlecht und so konnte ich nur einen Auflug nach Franzensbad machen, aber konnte Marienbad nicht besuchen.

Herbert war immer politisch sehr beschäftigt, er ging auf Wahlreisen vor den verschiedenen Wahlen im Reich und Land. Und wie oft wartete ich aufgeregt Nächte, bis er nach Hause kam, denn Ende der 20 er Jahre war es schon immer unruhiger geworden und die Rechtsparteien wurden immer lauter. Auch bei der Bank wurde es schwieriger und nach dem ersten sogenannten schwarzen Börsenfreitag mussten wir uns etwas einschränken und zogen später in einen kleinere Wohnung nach der Niederau, von wo aus wir dann auswanderten. Das Haus Niederau 43 steht noch unversehrt mit seiner Birke vor unserem Balkon, während das Haus in der Beethoven Strasse nach dem 2. Weltkrieg ein neues Dach bekommen musste, wie wir 1956 auf der ersten Europareise von Chile aus feststellen konnten. Hier möchte ich noch zu den 20 er Jahre erwähnen, dass es zur Einweihung des Waldstadions in Frankfurt ein grosses internationales Turnerfest gab. Es war ein grandioses Schauspiel, zum Anfang und Ende der Sportwoche, als alle Delegationen ein- und ausmarschierten und was ich nie vergessen werde, ist das Bild der Hunderte von Tschechoslowaken in ihren Trachten beim ausserordentlich exakten Turnen auf dem grossen Feld. Die Organisation des Auf und Abmarschs der Tausenden von Zuschauern war einzigartig, die Stadt hatte für Trambahnen usw. so vorgesorgt, dass alles ganz reibungslos vorsich ging.

Die Jahre 1931-32 wurden politisch schon immer aufregender, denn die Arbeitslosigkeit wurde immer grösser und die Nationalsozialisten wurden immer lauter und bekamen immer mehr Anhang. Wahlen standen bevor und Herbert war viel unterwegs und ich habe oft um ihn gebangt, denn es gab viele Zwischenfälle zwischen den alten Parteien und den Nazis. Ich erinnere mich, dass er selbst einmal sehr aufgeregt nach Hause kam, denn aus einem Lokal in der <sup>n</sup>Lagestrasse mussten sie durch die unterirdischen Gänge der Altstadt vor den Nazis, die bewaffnet waren, flüchten. Es gab leider viele Bürger, die glaubten und sagten, man solle die Nazis heran lassen, sie würden sich schnell abwirtschaften, woran Herbert nie glaubte. Nach einer Versammlung von Bankiers und Industriellen im Palmengarten kam er ganz niedergeschlagen nach Hause er hatte die Versammlung eher verlassen, weil sie ihn überstimmt hatten, als er sagte: "Das Heranlassen wird zu teuer bezahlt werden". Unter den Anwesenden war auch Herr Merton, ein sehr bekannter Industrieller von der Metallgesellschaft, der später in einem Konzentrationslager ungekomenen ist, denn er war jüdischer Abstammung.

Der Sieg der Nazis im Januar 1933 war natürlich für uns alle ein schwerer Schlag, obwohl man ihn vorher gefürchtet hatte. Es gab nochmals Wahlen im März, zu denen Herbert noch einmal in Hamburg zusammen mit Professor Theodor Heuss, dem späteren ersten Bundespräsidenten sprach. Aber auch da gab es einen überwältigen Sieg der Nazis. Und dann kam der Boykott am 1. April, gegen alle jüdischen Unternehmen und Geschäfte. Wir hatten vor, zu Ostern zu meinen Eltern nach Oberschlesien zu fahren, wo es noch immer die internationale Besetzung nach dem 1. Weltkrieg gab und keine Wahlen hatten stattfinden kön-

nen. Aber wir blieben Zuhause, weil die Lage zu unsicher war. Vor Herberts Bank wurde kein Boykottposten gestellt, weil er als Schwerkriegsbeschädigter bekannt war und zuerst noch etwas geschützt war. Er fuhr aber ins Zentrum und erzwang sich Eingang zu dem Seidengeschäft Schwarzschild-Ochs, dessen Besitzer gute Bekannte waren. Die Posten wollte ihn zuerst nicht herein lassen und Schwarzschilds bemühten sich, dass Herbert ein Auto nach Hause nahm, da sie für ihn fürchteten. Aber auch in den Versammlungen war er nicht angegriffen worden, da die Nazis sagten, er hätte nie für sich persönlich profitiert, nur alles für seine Partei getan. Nur einmal wurde Herbert an einem Sonntag Nachmittag von jungen S. A. Leuten auf der Kaiserstrasse niedergeschlagen, hatte sich dabei glücklicherweise nichts gemacht und wurde von einem Chauffeur schnellstens heim gebracht. Schwer getroffen hat es Herbert, als Gerda am Tage vor dem Boykott aus der Schule heim geschickt wurde und nicht am 1. April zur Schule kommen sollte. Es war wohl eine Vorsichtsmaßnahme der Direktorin, die selbst jüdischer Abstammung war und den jüdischen Kindern Unannehmlichkeiten ersparen wollte. Gerdas Klassenlehrerin, ein aussergewöhnlicher Mensch, Fräulein Albrecht, die ich noch nach dem 2. Kriege in Frankfurt wiedersah, kam einen Tag später zu uns, um sich zu erkundigen, wie es Gerda ginge, da diese sich bei der Mitteilung in der Klasse sehr erschrocken hatte. Gerda, die eine sehr gute Schülerin war, stand in diesem Jahre gerade vor der Entscheidung, ob sie in die Lyceums-Abteilung oder Abiturabteilung gehen sollte. Da die Zukunft so unsicher vor uns lag, wollten wir sie ins Lyceum weitergehen lassen, damit sie eine geschlossene Bildung haben sollte, aber der neue Direktor bat Herbert in die Schule und sagte ihm: "Warum wollen Sie Gerda die Möglichkeit nehmen, das Abitur zu machen. Wer weiss, wie lange der jetzige Zustand dauern wird." Es gab viele, die mit den neuen Massnahmen nicht einverstanden waren und nicht glaubten, wie schlimm es werden könnte. Gerda ging in die Abitur-Abteilung als einzige Jüdin bis 1936, da wir sie nach den Nürnberger-Gesetzen aus der Schule nahmen, um sie etwas Praktisches zur Auswanderung lernen zu lassen. Sie war eine sehr gute Turnerin und als es Wett-Turnen und Spiele zwischen den verschiedenen Schulen gab, wollte die Turnlehrerin sie mitmachen lassen, um den Sieg der Schule zu sichern. Gerda warnte sie und auch wirklich am Morgen der Wettspiele musste die Lehrerin Gerda sagen: "Ich darf Dich nicht mitnehmen". Und die Schule verlor. Hans ging zuerst in die jüdische Klasse der öffentlichen Varrentrapp-Schule, aber auch diese jüdische Klasse wurde verboten und Hans ging dann ins Philantropia, eine sehr gute jüdische Schule, weltbekannt, in deren Vorstand auch Herbert zuletzt war. Zu unseren Kindern haben viele Freunde, so lange es möglich war, gehalten, aber auch manche haben sich sehr wenig nett benommen. So hat der Sohn unseres Schusters in der Strasse, der immer glücklich war, mit Hans und seinen schönen Sachen spielen zu können, sich gleich zu seinem Feinde gemacht. Er war gleich zur Hitlerjugend gegangen und schikanierte Hans, wo er konnte, sich darauf berufend, dass Hans ihm in Uniform nichts machen könnte. Aber eines Tages, als er ohne Uniform war, hat ihn Hans so zusammengeschlagen, dass ich Angst hatte, Hans alleine auf die Strasse zu schicken. Aber er radelte jeden Tag quer durch Frankfurt ins Philantropia, das weit weg von uns lag.

Die Zeiten wurden für uns immer schwerer, in der Bank wie auch privat. Herbert hatte in der Bank mehrere Kontrollen, ob er kein Geld ins Ausland brachte, ausserdem merkte ich, dass einige der Angestellten Nazis waren und überall schnüffelten. Eine nette Episode: Als wieder einmal in der Bank Kontrolle war, war auch Hans dort, ein sehr liebenswürdiger Bub von 8-9 Jahren. Als der Nazi-Inspektor fertig war und fortging, be-

gleitete ihn Hans in der Meinung, einen Kunden vor sich zu haben, an die Tür und sagte: "Kommen Sie bald wieder." Privat war Herbert ständig bewacht, er hatte einen sogenannten Schatten, d.h. einen Mann, der ihm ausserhalb der Wohnung folgte, wohin er auch ging, um zu beobachten, was er wohl vorhatte. Durch das Telefon wurden wir abgehört, bei einer angeblichen Reparatur hatten sie einen kleinen Apparat eingebaut, womit sie unsere Gespräche ablauschen konnten. Somit hatten wir ständig Sofakissen über dem Telefonapparat, damit wir uns im Zimmer unterhalten konnten. Wir hatten 1933 eine besonders nette neue Bekanntschaft gemacht. General von Bresler und Frau, die in Dresden einen unangenehmen Zwischenfall mit den Nazis bei Gericht hatten, waren nach Frankfurt gezogen, ganz in unsere Nähe und waren durch das Reichsbanner mit Herbert bekannt worden. Er war der typische Offizier in Zivil mit Monokel und weissen Gamaschen, aber ein aufrichtiger Demokrat. Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges war er Kommandeur in Strassburg, hatte zu Kaisers Zeiten an der Hoftafel in Berlin gegessen. Sie war eine bildschöne Frau und stammte wie ich aus Oberschlesien. Wir waren viel zusammen, sie hatten eine einfache Wohnung mit den herrlichsten und wertvollsten Sachen darin, ihr ältester Sohn war als Fähnrich im 1. Krieg gefallen, der zweite war erst nach dem Kriege geboren und sollte zuerst Diplomat werden, sie liessen ihn aber zur Hitlerszeit Arzt werden, weil sie glaubten, dass er im Kriegsfall geschützt wäre. Er studierte in München und war mit den Geschwistern Scholl liiert, die gegen Hitler waren und umgebracht wurden. Bei der Verhaftung der Scholl Geschwister war von Breslers Sohn schon eingezogen, nach Danzig geschickt worden und von diesem Augenblick für immer verschwunden. Der General hatte immer unglaublichen Mut, er wurde auch beschattet und einmal, als sein Radio kaputt war und er abends zu uns kam, um eine "wichtige" Mitteilung zu hören, drehte er sich an unsere Tür um und sagte zu dem Manne, der ihm gefolgt war: "Nun können Sie nach Hause gehen, denn der Herr, den ich jetzt besuche, hat auch einen Schatten, sehen Sie, er steht gegenüber." Oder, als er eine Aufforderung zur Winterhilfe bekam, in der er per Du angeredet wurde, antwortete er: "Ich werde meiner Pflicht nachkommen, bitte Sie aber, mich nicht per Du anzureden, denn ich habe nicht einmal meinen Burschen geduzt. Als wir im Sommer 1933 keine Ferien machten, luden sie uns für ein paar Tage in den Taunus ein, wo sie in Alt-Weilnau zum Urlaub waren. Alt- und Neuweilnau waren ganz entzückende Plätze. Unsere Kinder waren mit unserer Detta in deren Heimat an der Röhn, in Steinbach, wo Dettas Bruder einen grossen Hof hatte und alle nicht- auf jeden Fall im Anfang- Nazis waren. Detta war immer bis zuletzt gegen Hitler, sie war sehr klug, horchte die Leute und unsere Lieferanten aus und wenn sie herausfand, dass jemand Nazi war kam sie sofort zu mir: "Mutti, der wird nicht mehr genommen." Sie war bis Ende 1936 bei uns, bis die Nürnberger Gesetze verboten, dass eine Angestellte unter 45 Jahren in einem Haushalt mit jüdischen Mann arbeitet. Wir hatten eine Eingabe gemacht, weil sie Waise und Herbert Schwerkriegsverletzter war, aber wir bekamen eine Abweisung 2 Tage vor dem Stichtag, dem 1. Januar 1937. Detta heiratete bald darauf, nahm eine Wohnung 2 Häuser von uns entfernt und half uns mit ihrem Manne, wo sie konnte. Sie hat mit ihrer Familie den Krieg überlebt, sie waren verbombt, aber sie haben sich wundervoll wieder heraufgearbeitet. Nach dem Kriege nahmen wir sofort wieder Verbindung auf, besuchten sie bei unseren Europa-Reisen und als ich die 6 Jahre im Budge-Heim war, besuchte ich sie, die mir eine aufrichtige Freundin war, oft, denn sie war sehr krank geworden und sie und ihr Mann starben, bevor ich wieder

nach Chile zurück ging. Aber mit ihren Kindern, einem Sohne und einer Tochter war ich weiter in Verbindung, der Sohn war ein guter Freund von meinem Hans. Es gab unter unseren christlichen Freunden viele, die immer und treu zu uns hielten und von denen ich auch noch einige wiederfand und mit denen ich wieder in Frankfurt zusammen kam. Von Bresler wurden auch ausgebombt und zogen nach Offenburg in Baden, wo er bald starb. Aber Frau von Bresler habe ich auf meinen Europa-Reisen ein paar Male in dem Altersheim, wo sie zuletzt lebte, besucht. Sie hat mir beim letzten Besuch eine schöne Perlenkette von sich als Andenken geschickt, sie war bis zu ihrem Ende eine bezaubernde Frau.

1936 war Gerda aus der Schule gekommen und zu Odenheimer in die Lehre gekommen als Tochter eines Schwerkriegsverletzter. Jedes jüdische Geschäft hatte einen jüdischen Kriegsverletzten beschäftigen müssen, da aber das Modehaus Odenheimer keinen Mann brauchen konnte, wurde sie als Tochter eines Kriegsverletzten genommen. Sie konnte auch noch in die allgemeine Gewerbeschule gehen, die alle Lehrlinge besuchen mussten. Durch die Lehre konnte Gerda im Sommer nicht mit uns Ferien machen und blieb während unserer Abwesenheit bei den Grosseltern Frohmann, die leider nicht mit der Zeit mitgingen, nicht verstehen konnten, dass erwachsene Kinder sich freier bewegten und die arme Gerda nie abends nach der Arbeit ausgehen liessen und somit Gerda die 3 Wochen schwer erträglich machten. Während Herbert zu einer Kur nach Wildbach ging, vom Staat bewilligt wegen seiner schweren Verletzung, verbrachte ich die Ferien mit Hans in der Schweiz, in Reuti, einem ganz entzückenden Platz oberhalb der Aar mit der herrlichsten Umgebung und Blick auf die hohen Berge des Berner Oberlandes. Wir waren in einem kleineren, schönen Hotel und Hans war glücklich, mit allen Kindern ohne Unterschiede spielen zu können. Die Schweizer fragten immer wieder, ob es wirklich wahr wäre, dass Hans in Frankfurt nicht mehr mit den christlichen- oder wie es damals hiess- arischen Kindern - spielen durfte. Und dann kam der 1. August, der Nationalfeiertag der Schweizer. In unserem Hotel wohnte der berühmte Professor Barth, der auch in Deutschland gelehrt hatte und er hielt die Festrede. Er hielt die fabelhafteste Rede auf Hans, das jüdische Kind in Hitler-Deutschland und alle waren zutiefst beeindruckt. Eine deutsche Oberlehrerswitwe, die sich ostentativ an meinen Tisch gesetzt hatte, um zu zeigen, dass sie keine Nazi wäre, verliess gleich nach dem Festessen den Saal, sich entschuldigend, dass sie es nicht länger ertragen könne. Das folgende Fest war wundervoll und ich wurde immer wieder zum Tanze aufgefordert. Es war so ermunternd zu wissen, dass es auf der Welt Menschen gab, die keinen Unterschied machten. Vor unseren Ferien zu Pfingsten war ich plötzlich zu meinen Eltern gerufen worden, da meine Mutter sich in Breslau einer schweren Operation unterziehen musste. Sie lag im jüdischen Krankenhause und während meines Breslauer Aufenthaltes wohnte ich privat bei einer jüdischen Familie, da man nicht mehr in ein Hotel ging, um unangenehmen Begebenheiten zu entgehen. Mein Mann in Bad Wildbach hatte nichts zu befürchten, da er ja von Staatswegen untergebracht war. Als ich in September wieder nach Beuthen gerufen wurde, war es gerade während des grossen Nürnberger Treffens, bei dem die berühmten, besser gesagt unberühmten Nürnberger Gesetze veröffentlicht wurden. Ich war auf meinem Rückwege, als der Parteitag zu Ende war und die Züge von den Teilnehmern überfüllt waren. Ich sass mit einer christlichen Dame im selben Abteil, die

über das Schicksal ihres Sohnes besorgt war. Aber sie fing doch an, über die Juden herzugehen, weil sie wohl bei einer jüdischen Firma, deren Teilhaber plötzlich emigriert waren, Geld verloren hatte. Sie hatte ihnen Geld geborgt, weil sie mit ihnen bekannt war, aber ohne jede schriftlich Abmachung oder einen Bericht der Teilhaber über die wirkliche wirtschaftliche Lage der Firma. Ich sagte zu ihr: "Wie konnten Sie so etwas tun, das ist ja unglaublich von Ihnen, und da wollten Sie Juden dafür verantwortlich machen. Meinen Sie, dass wir alle Christen dafür verantwortlich machen dass der Mörder Hamann ~~der~~ kurz vorher 7 Frauen ermordet hatte." Sie war sehr geknickt und als ich in Frankfurt ankam, sagte sie nur: Sie haben mir eine schlaflose Nacht gemacht, worauf meine Antwort: deren habe ich schon viele hinter mir. Wie ich schon schrieb, war ich bei den Museunkonzerten abonniert und ich erinnere mich gut, wie das erste Konzert am 28. September abgesagt wurde, das von Bruno Walter dirigiert werden sollte und er dies nicht mehr konnte, da alle jüdischen Künstler nicht mehr auftreten durften. Dafür gründeten die Juden in Deutschland den jüdischen Kulturbund, durch den die schönsten Konzerte und Theaterabende zustande gebracht wurden, da viele der bedeutendsten Künstler vor ihrer Auswanderung durch den Kulturbund arbeiteten. Bruno Walter hat nicht mehr in Deutschland gearbeitet, wir hörten ihn nur noch durch's Radio und als er bald nach dem 28. September in Budapest dirigierte und sein Konzert übertragen wurde, sagte mir mein unmusikalischer Mann: "Drehe das Radio laut an, ich will ihn auch hören. Damit unsere Kinder weiter Sport treiben konnten, traten sie in den Sportverein "Maccabi" ein, wo Gerda in der Fechtgruppe war, in der auch die weltbekannte Fechterin Meyer-Offenbach war. Ins Kino kamen wir auch nur noch selten und natürlich nicht in den grossen Kinos, nur in die vom Zentrum entfernten. Und einmal geschah es nach dem Treffen von Chamberlain mit Hitler nach dem tschechischen Einmarsch, als Chamberlain nach England zurück kam und am Flughafen sagte: "Kein Krieg mehr", dass ich bei der Wochenschau spontan ausrief: "neulich". Herbert nahm mich sofort am Arm und noch im Dunkeln zog er mich aus dem Kino, weil er fürchtete, dass gesucht würde, wenn den Ausspruch getan hätte. So vorsichtig musste man sein.

Im Oktober 1936 verschlimmerte sich der Gesundheitszustand meiner Mutter und ich wurde wieder nach Beuthen gerufen. Vom Krankenbett meines schwerkranken und sehr alten und von uns allen geliebten Schwiegervaters fuhr ich schnellstens nach Beuthen, wo sich nach Tagen meine Mutter nochmals erholte. Als ich von dort wieder abfuhr, wollte ich mir einen freien Tag gönnen und so fuhr ich über Berlin nach Hause - sozusagen inkognito. Als ich dort nachmittags ankam, nahm ich mir sofort für den nächsten Tag ein Billet für eine Rundfahrt nach Potsdam, wohin ich nie gekommen war und ging zur Oper, um mir eine Karte für eine Aufführung zu einer Oper, in der Jan Kiepura, ein wundervoller Tenor singen sollte zu nehmen, Bis dahin war es auswärtigen Juden - Kipura war Pole - erlaubt, in Deutschland aufzutreten. Aber an der Kasse war ein Schild: "Kipura singt nicht" und eine Traviata-Vorstellung mit Erna Sack, einer sehr bekannte Sopranistin, die übrigens später auch auswanderte, Grund weiss ich nicht, angezeigt war. Ich nahm eine Karte, im Rang, da ich dachte, ins Parkett kann ich nicht ohne Abendkleid gehen. Doch welche Überraschung am Abend der Vorstellung. Die Menschen sassen in ihren gewöhnlichsten Kleidern und Anzügen da, ja sie zogen ihre Butterbrote hervor und assen sie auf ihren Plätzen. Ich war richtig schockiert, denn eine Vorstellung in der "Königlichen" - später

ren Staatsoper war doch immer das Exklusivste, eine glanzvolle Sache. Das Wetter am nächsten Tag war alles andere als schön und die Beteiligung an der Fahrt sehr gering, mit nur 5 Personen. Der Vertreter der Tourist-Firma kündigte an, dass bei der geringen Beteiligung nicht gefahren werden konnte. Da protestierte eine englische Dame, Leiterin einer Tourist Firma in London und erklärte sofort, sie würde das Nichteinhalten des Abkommens weltweit bekannt machen, woraufhin sich der Vertreter mit seiner Firma in ~~Verantwortung~~ <sup>Bindung</sup> setzte und schnell erklärte, dass uns ein grosses Taxi zur Verfügung gestellt würde und wir den Ausflug machen könnten. Es wurde ein sehr vergnügter Ausflug, denn wir alle waren, inclusive des Chauffeurs, Antinazi: ein Ehepaar aus Amerika, der Mann ein Deutschamerikaner, der seiner Frau Deutschland zeigen wollte, die Engländerin, die Witwe eines Universitätsprofessores und ich. Der Chauffeur hatte viele Jahre in U.S.A. gelebt und bedauerte sehr, dass er nach Deutschland zurück gekommen war. Er konnte uns sehr gut in Potsdam führen und zum Schluss auch in eines der besten Restaurants, wo wir fünf sehr gemütlich zusammen waren, denn wir konnten uns alle in Englisch unterhalten. Das war am 1. November 1936, aber schon zu Weihnachten wurde ich wieder nach Beuthen gerufen, wo meine Mutter in den ersten Januar -Tagen starb, während mein Vater schwer erkrankte. Ich musste meinen Bruder nach Paris telefonieren, um ihn zu warnen, auf keinen Fall zur Beerdigung zu kommen, denn unser treues Mädchen Anna hatte heraus gefunden, dass die Nazis ihn an der Grenze verhaften wollten, weil er eine "arische" Freundin gehabt hatte. Kurz nach der Beerdigung musste ich von Beuthen aus eine "Blitzreise" nach Berlin zur Beerdigung des Bruders meines Vaters machen, dessen schlechter Gesundheitsstand ihm nicht erlaubte, selbst zu fahren. Es gab einen Blitzzug, der nur 4-5 Stunden für die Fahrt brauchte, die sonst 8 Stunden dauerte. Also früh vor 7 Uhr fort, zur Beerdigung in Berlin nachmittags um 2 Uhr Rückfahrt abends um 7 Uhr und daheim um Mitternacht- und dazu ein eisigkalter Tag mit viel Schnee. Man lebte eben in dieser Zeit in einer steten Hetze und Aufregung, weil man nie wusste, was am folgenden Tag geschehen konnte. Ende Januar war ich wieder in Frankfurt voller Sorge um meinen Vater, der unheilbar krank war. Im April kam er auf der Durchreise zu einem Sanatorium in Neuenahr zu uns, aber nach wenigen Wochen im Sanatorium musste ich ihn dort abholen, da er dringend operiert werden musste und dies im jüdischen Krankenhaus von Frankfurt. Da es meinem Vater auch nach der Operation immer schlechter ging, wollte er durchaus nach Beuthen zurück, was nur in einem Krankenwagen geschehen konnte. Es ist kaum zu beschreiben, was es zur Nazizeit für einen Juden bedeutete, im Eisenbahn-Krankenwagen transportiert zu werden. Wir schafften es und eine jüdische Krankenschwester begleitete mich. Die Ärzte rieten uns im Falle des Ablebens nichts zu sagen, da wir sonst in irgend einem Ort vom Zuge abgehängt und dort gelassen würden. Wir kamen in der Nacht in Beuthen an, wo es unglaublich schwer war, eine christliche Krankenschwester zu bekommen - jüdische gab's nicht mehr - , denn die Begleit-schwester musste sofort ans Frankfurter Krankenhaus zurück. Mein Vater starb nach 3 Tagen, die Überführung des Juden auf den Friedhof durfte nur in der Nacht sein, denn die Nazis fürchteten wohl, dass die Überführung meines bekannten Vaters in der kleinen Stadt am Tage Aufsehen erregt hätte.

✓ Nun hiess es den Haushalt aufzulösen. Meine Eltern hatten 40 Jahre in dem selben Haus gewohnt. Ich musste alles versteigern, d.h. sozusagen verschenken, denn die Menschen

nutzten natürlich unsere schlimme Lage aus. Ja, für den Abtransport der alten Sachen auf dem Speicher musste ich noch zahlen. Das Schlimmste aber war, dass ich unter den Sachen den Revolver meines Vaters fand und es war strengstens verboten, Waffen im Privathaushalt zu haben. Was tun? Ann und ich gingen spät abends im Dunkeln an den kleinen Fluss Kawa, der durch die Stadt floss, und warfen ihn von einer Brücke aus hinein, voller Angst, dass wir beobachtet werden konnten. X

Während mein Vater im Krankenhaus in Frankfurt lag, war Herbert mit den Kindern, die Ferien hatten, nach der Schweiz gefahren, an den selben Platz, wo ich mit Hans war. Auch sie waren begeistert von dem dortigen Aufenthalt, denn sie konnten auch bei schönsten Wetter herrliche Ausflüge machen. Herbert hatte erst jetzt in die Schweiz gehen können, da er erst nach 1936 einen Pass beantragen konnte. Sein Vater war zu Anfang der Hitlerzeit abgelaufen und ein wohlgesinnter Polizeibeamter hatte ihm geraten, mit der Erneuerung zu warten, bis seine Akten betreffs Reichsbanner, etc. verschwunden wären. Es gab eben auch anständige Deutsche, sogar Beamte, die versuchten uns Juden zu helfen, wenn sie konnten. Es war gut, dass es noch einige Lichtblicke gab, denn immer wieder gab es die traurigsten Ereignisse zu überstehen. Ich weiss nicht mehr die genauen Daten, aber da war der Selbstmord des besten Freunde von Herbert. Er hatte seinen Posten in der Regierung von Dresden verloren, er verlor auch sehr plötzlich seine Frau an schwerster Krankheit und so schien ihm sein Leben nicht mehr lebenswert. Eines Tages ging ich in der Eschersheimer Landstrasse an unserem Logenhaus vorbei, an dem viel Polizei und S.A. stand. Ich wusste nicht, was dies bedeuten sollte und lief schnell nach Hause, wo ich erfuhr, dass das Logenhaus besetzt <sup>war</sup> war und die letzten Präsidenten verhaftet werden sollten. Herbert war gerade <sup>zum</sup> ~~der~~ Präsident der Hermann-Cohen-Loge gewählt worden, aber noch nicht eingeführt, so rannte ich zum Hause des noch amtierenden Präsidenten, um ihn zu warnen. Er war nicht zuhause und sie hatten ihn schon in seinem Büro verhaftet. Nach einigen Stunden hatten sie <sup>aber</sup> die Präsidenten wieder freigelassen, das Logenhaus der 3 bestehenden <sup>Binai B'nai</sup> ~~Logen~~ Logen haben sie mit allem darin genommen.

X In Mai 1938 fuhr ich nochmals nach Beuthen, um auf dem Grab der Eltern den Gedenkstein setzen zu lassen, der auch noch nach dem 2. Weltkrieg stand, wie ein polnischer Freund meines Bruders ~~ihn~~ <sup>mir</sup> mitteilte. Es war ein sehr trauriger Aufenthalt, viele Bekannte waren schon ausgewandert, die noch da waren, waren alle <sup>mit</sup> ~~mit~~ auf dem Friedhof. Ich wohnte bei meinen Verwandten, aber mein Vetter war so krank, dass meine Kusine nicht mit mir zum Abschied auf den Bahnsteig gehen konnte und ich ganz allein aus meiner Heimat fort fahren musste, die ich auf meinen späteren Besuchen von Europa nicht wiedersehen konnte, da ja ganz Oberschlesien polnisch geworden war. Ich unterbrach meine Fahrt für wenige Stunden in Breslau, um mich von meiner sehr lieben Tante zu verabschieden, die glücklicherweise zuerst nach England gerettet wurde und noch viele Jahre in Australien lebte. X Nach meiner Rückkehr fuhr Herbert nochmals in die Schweiz, um meinen Bruder dort zu treffen und mit ihm unsere ev. Auswanderung zu besprechen. Er schrieb auch von dort an unsere Freunde, die schon in Chile waren, um sie von allem ausführlich zu unterrichten und unsere Auswanderung nach dort ev. vorzubereiten, wenn sie nötig wäre. Auf dem Wege nach Basel nahm Herbert in Baden-Baden Abschied von General von Deimling. Kaum war Herbert von dieser Reise zurück, bekam die Bank die Aufforderung, die Bank mit



allen Kunden etc an die Kommerzbank zu übergeben <sup>an</sup> da diese unseren langjährigen Prokuristen, der bei uns in der Bank als Lehrling begonnen hatte, nicht übernehmen wollte, - alle andere Beamte wurden entlassen-. tat er alles, um eine andere Bank zu finden und die Effektenbank übernahm schliesslich unsere Bank mit unserem Herrn Schäfer, den wir nach dem Krieg, als Herbert zu einer Erholungskur nach Deutschland auf Kosten der deutschen Regierung musste, in Frankfurt wiedersahen.

Ich hatte sofort nach dem Befehl der Schliessung unserer Bank an unsere Freunde nach Chile geschrieben, nur "es brennt" und so taten sie sofort alles, um für uns die Einreisebewilligung zu bekommen. Wir hätten wohl von einem bekannten Bankier in den Staaten ein Affidavit versprochen bekommen, hätten aber erst im August 1939 einreisen können, denn er musste verständlicherweise erst seine Verwandten retten. Auch nach Neuseeland hätten wir durch die Hilfe unserer englischen Verwandten gehen können, aber alle rieten uns wegen des guten Klimas für Herbert nach Chile zu gehen. Ausserdem waren die Schiffe nach Neuseeland-Australien so ausverkauft, dass wir auch erst viel später im Jahre 1939 hätten reisen können. Es begann eine furchtbar aufregende Zeit für uns, denn unsere Schwägersleute konnten nach England gehen, da mein Schwager nationalisierter Engländer war, da er während des ersten Weltkrieges schon in England lebte. Ihren Sohn hatten sie schon auf eine englische Schule geschickt. Für meine alten Schwiegereltern gab es kaum eine Möglichkeit der Auswanderung, eine grosse Sorge für uns. Man musste sehen, ein Schiff für uns vier zusammen zu bekommen, was auch sehr schwer war. Im Oktober war es so weit, dass wir die Einreisebewilligung von Chile durch unsere Freunde bekamen in dem Augenblick, wo ich die Mitteilung bekam, dass das Geld von der Erbschaft nach meinem Vater aus Polen nach Deutschland überwiesen worden war. Ich hatte nämlich von den Nazis den Befehl bekommen, dass ich es nach Deutschland bringen musste und nach dem langen Hin und Her von mehr als einem Jahr, kam es nun nach Deutschland, wo ich es im Ausland so gut hätte gebrauchen können. Selbst der Beamte in der Reichsbank sagte zu mir "Warum haben die Verhandlungen nicht noch ein paar Wochen mehr dauern können", denn nun war das Geld für mich verloren, da ich es nicht mit herausnehmen durfte. Die Einreisebewilligung kam wohl ans chilenische Konsulat in Frankfurt, aber die Visen mussten wir im Berliner Konsulat abholen. Zuerst mussten wir zu sehen, gültige Pässe zu bekommen, was viel Laufereien zu verschiedenen Ämtern erforderte. Polizei, Gestapo etc. Als ich zur Gestapo kam, war vor dem Schalter ein grosses Plakat: Juden werden nur nach der Verurteilung des Juden Grünspan abgefertigt. Das war der junge Mann, der den deutschen Botschaftsrat vom Rath in der Pariser Botschaft erschossen hatte. Ich nahm allen Mut zusammen und klopfte doch ans Fenster und bekam am Ende die nötigen Unterschriften. Auf unserem Polizeirevier sagte ein alter Beamter zu Herbert, den er kannte: "Wie gern möchte ich mit Ihnen mitgehen". So schnell, wie wir dachten, ging es nicht mit dem Berliner Konsulat, denn es kam der 9. November dazwischen. Wir waren ein sogenanntes jüdisches Haus, der Besitzer Jude und alle Mieter Juden, ~~da~~ der einzige "arische" Bewohner, ein Bankbeamter hatte schon in den Jahren vorher den Befehl bekommen, auszuziehen, aber rief Herbert des öfteren in der Bank an, um sich zu erkundigen, wie die neuen Bankgesetze auszulegen wären, da er wusste, dass Herbert in dieser Materie mehr bewandert war, als viele Bankleute. Herbert war im Vorstand der Privathankiers von Deutschland. Am 9. November früh vor 7 Uhr wurde wir he-

<sup>SCH</sup>
 rausgestellt und 3 S.A. Leute forderten, dass Herbert sofort und schnellstens mitkäme. Ich sagte ihnen, dass das nicht so schnell ginge, da er ja ein Bein im Krieg verloren hätte und zeigte ihnen auch die Papiere, die wir schon für die Auswanderung hatten. So gingen sie ohne Herbert fort, nahmen aber die anderen männlichen Bewohner des Hauses mit ins Konzentrationslager mit, d.h. zuerst in die Sammelstelle "Festhalle", wo sie einen bekannten jüdischen Sänger der Oper zwingen "In diesen heiligen Hallen" zu singen. Am nächsten Morgen, als Herbert gerade eine Besprechung mit Herren der jüdischen Gemeinde hatte, kam ein Polizist der Herbert gut kannte und mit Tränen in den Augen sagte er: "Herr Frohmann, ich muss Sie verhaften, Sie müssen mit mir kommen, packen Sie schnell die nötigsten Sachen." Das tat ich auch und kaum war Herbert fort, nahm ich mein 2. Kunstbein und ging ihm nach ins Polizeirevier, das Bein hoch erhoben, was in unserer Strasse viel Aufregung hervorrief, denn zu der Zeit gab es noch immer Proteste. Als Herbert auf dem Weg zum Revier an einem Bau vorbei kam, riefen die Arbeiter ihm zu: "Frohmann es wird auch wieder im Keht marschiert." - aber leider war das viel zu spät. Ich kam nicht bis zum Revier, denn Herbert kam schon zurück. Im Revier war der Polizeioffizier, der ihm als Einzigen im Westen das silberne Verwundetenabzeichen überreicht hatte und sagte zu ihm: "Was soll ich nur mit Ihnen machen?" Worauf Herbert antwortete: "Machen Sie eine Liste von denen, die Sie zurückschicken werden, denn es werden noch einige kommen, die für Deutschland gekämpft und verschiedene Auszeichnungen <sup>mengen</sup> haben. Herbert hatte sieben, die wir nach Chile mitnahmen und bei unserer Ankunft im Zoll grosse Bewunderung hervor riefen.

Wir hatten vor dem 9. November vom Berliner Konsulat einen bestimmten Tag vorgeschrieben bekommen, an dem Herbert unsere Visen abholen sollte. Ich war schon an die Bahn gegangen und hatte gefragt, ob es für einen jüdischen Kriegsverletzten Schlafwagen gäbe. Eine grosse Verlegenheit, aber dann fand man heraus, dass von den 3 Nachtzügen, die nach Berlin fahren, einer, der einen grossen Umweg fuhr, so wenig besetzt war, dass man ihm ein Abteil für sich geben konnte. Einen Tag vor der Berlin-Reise gab es bei uns Haussuchung. Ein Polizeioffizier, sehr nett, wollte wissen, ob Herbert Waffen hätte. Herbert sagte zu ihm: "Sie wissen doch, Sie dürfen mir als Juden nicht glauben, bitte suchen Sie". Worauf er nur sagte: "Ich glaube Ihnen". Herbert fragte ihn, ob er risikolos nach Berlin fahren könnte. Die Antwort: oh-nejn- Sie würden immer wieder aus dem Zuge zur Untersuchung heraus geholt werden. Und meine Frau? Sie kann jederzeit fahren. Also gaben wir die Schlafwagen-karte zurück und ich fuhr am nächsten Abend, um nicht übernachten zu müssen, 3. Klasse, um ja nicht aufzufallen, nach Berlin ab. Dort kam ich morgens um 7 Uhr an, ohne Schlaf und genügend aufgeregt. Was tun bis 9 Uhr, denn vorher wurde das Konsulat nicht geöffnet. Zuerst wollte ich frühstücken, da ich nichts zu mir genommen hatte. Also in dem Wartesaal 3. Klasse, der vollkommen besetzt war. Aber ich fand einen Platz und bestellte ein Frühstück. Da erhob sich ein Mann und rief: Zuhören, unsere Mütter, die zur Erholung geschickt wurden, ich werde Ihre Namen aufrufen. Ich legte schleunigst das Geld für das Frühstück auf den Tisch und verschwand. Ich beschloss zu Fuss zum Konsulat zu gehen, da nicht zu weit entfernt lag. Auf dem Weg dorthin kam ich an einem Schirmgeschäft vorbei, das schon geöffnet war. In meinem ganzen Leben habe ich Schirme und Handschuhe nicht gemocht und auch immer wieder verloren. Ich überlegte, dass ich zur Auswanderung vielleicht doch einen Schirm gebrauchen könnte und um die Zeit tot

zu schlagen, ging ich ins Geschäft und kaufte einen. Was man nicht alles in so schwierigen Situationen tut. Ich kam sehr früh im Konsulat an, wo schon 2 Leute warteten - also Aussicht, bald heraus zu kommen. Aber es kam wieder 'mal anders als gedacht. Denn als der Konsul erfuhr, dass ich um das Visum käme, sagte er zu mir: "Bitte warten Sie etwas, die anderen kommen nur um Auskünfte und Aufträge, die ich meistens ablehnen muss." Ich musste doch bis 12 1/2 Uhr im Büro warten, es schwirrte um mich herum und ohne Frühstück nach der Nachtfahrt wurde es mir immer ~~schwieriger~~ <sup>unruiger</sup>. Aber dann erhielt ich doch alles schnell erledigt, atmete auf und beschloss, schnellstens zum Bahnhof zu kommen, zu dem Zug, der wohl wieder den längsten Weg nahm, aber am zeitigsten abfuhr. Ich rief weder Verwandte, noch Freunde an, von denen ich ja auch nichts mehr näheres wusste, denn nach dem 9. November hiess es ja nur für jeden: rette sich, wer kann. Ich kam am Bahnhof so rechtzeitig an, dass ich noch an ein verspätetes Mittagessen denken konnte. Diesmal versuchte ich es in der 2. Klasse, wo ein besonders netter Kellner gleich zu mir sagte: "Ich glaube, Sie nehmen am besten eine Hühnersuppe mit etwas Huhn, das wird Ihnen am besten tun." Wie jammervoll muss ich ausgesehen haben. Herbert erwartete mich voller Angst mit einem Freunde am Bahnhof, wo er zu jedem Zuge gegangen war, der von Berlin ankam.

Nun hatten wir wohl die Visen, aber erst ein Schiff für uns 4 zum Anfang von März. Da wir nicht so lange in Frankfurt warten wollten, beschaffte uns mein Bruder in Paris durch Prof. René Cassin, der mit Herbert in der internationalen Kriegskameraden-Vereinigung war und Herbert seine Hilfe durch General v. Bressler angeborien hatte, die Zeit bis zur Abfahrt unseres Schiffes in Paris zu verbringen. Prof. Cassin spielte in der französischen Regierung eine grosse Rolle. Aber nun hiess es auf dem französischen Konsulat in Frankfurt das Visum zu holen, was nicht leicht war. Der damalige Konsul war sehr Hitler freundlich und da die Erteilung eines Visums für Juden schon sehr selten war, machte er uns Schwierigkeiten. Hans, als noch nicht zehnjährig war in meinem Pass vermerkt, so wollte er für Hans keine Erlaubnis geben, bis nicht der chilenische Konsul für Hans ein Extra-Visum ausgestellt hätte, weil wir ja nur durch Frankreich durchreisen durften. Der chilenische Konsul erfüllte uns nach einem Telefon-Gespräch sofort die Bitte und schickte und alles unwendend ein. Jetzt ging es an die Auflösung unseres Haushalts und den Verkauf der Sachen, die wir nicht mitnehmen konnten. Wer nicht von so einem Unternehmen betroffen war und ist, kann sich absolut nicht vorstellen, was das bedeutete. Wir mussten von jedem einzelnen Stück, das wir mitnehmen wollten, mehrfache Listen machen, damit wir die Genehmigung zum Mitnehmen bekamen, den Titel jedes Buches, nur welches noch in Deutschland erlaubt war, mussten wir angeben. Wir nahmen nur 100 unserer liebsten Bücher mit, einen grossen Teil schenkten wir einem jungen Buchhändler, der sie bei Nacht und Nebel abholte, denn es waren einige verbotene dabei, die er verstecken wollte, bis das tausendjährige Reich zu Ende wäre. Die Bücher haben aber den Krieg nicht überlebt alles wurde verbombt. Vorher hatten wir schon politische Broschüren und Bücher von Rosa Luxemburg etc verbrannt, wie auch den Briefwechsel von Herbert mit "verdächtigen" Politikern. Es war aber noch Herberts Sammlung von 1848er Sachen da, Bücher, Schriften, Karikaturen, die niemand nehmen wollte, bis 8 Tage vor unserer Reise ein Herr von den Zeiss Werken, Wetzlar, vorgefahren kam und sagte: Herr Frohmann, Sie haben eine 1848 er Sammlung, ich nehme alles und sogleich mit mir fort. Die Zeiss-Werke waren bekannt dafür, dass sie antinazistisch waren und sich lange weigerten, in die Or-

ganisationen einzutreten. Unsere schönen Möbel: ein Biedermeierzimmer, ein Barock-Speisezimmer, einen alten Frankfurter Schrank und vieles mehr haben wir nur sehr schlecht verkaufen können, eigentlich verschenkt, da die Käufer natürlich unsere schlimme Lage ausnutzten. Wir mussten auch daran denken unsere Ausreisesteuern zu zahlen und ich vor allem die Steuer auf meine Erbschaft aus Polen, die im Oktober nach Deutschland gekommen war und die ich nicht mitnehmen durfte. Auch da zeigte es sich wieder, dass nicht alle Deutsche mit unserem Schicksal einverstanden waren. Der Beamte bei der Steuer sagte zu uns: Sie haben doch für die Bank viel zu viel Steuern bezahlt, da Sie die Bank Ende Juli schliessen mussten. Ich werde das überfällige Geld auf das Konto von Frau F. schreiben, Sie gehen an die Bank und lassen sich das Geld für Ihre Steuer geben und kaufen dafür ein, was Sie noch brauchen. Unsere Gelder, die wir in der Bank hatten, waren ja auch noch beschlagnahmt worden.

Vor unserer Abreise musste ich noch eine grosse Reise quer durch Deutschland und Oesterreich unternehmen. Mein Bruder hatte mich gebeten, seinen kleinen Sohn, einziges Kind, das ihm zugesprochen war, von seiner geschiedenen Frau abzuholen, die in Ungarn lebte. Peter sollte mir an die ungarisch-oesterreichische Grenze gebracht werden und ich sollte ihn nach Lahr nehmen, wo mein Bruders zweite französische Frau, die über die Grenze kommen durfte, ihn abholen sollte und über die Rheinbrücke zu meinem Bruder bringen sollte. Kurz nach Weihnachten fuhr ich an einem Donnerstag Nachmittag bei grossem Schneegestöber, daher mit grosser Verspätung im Orient-Express ab. In meinem Abteil war zu meinem grossen Glück ein ungarischer Herr, der mich warnte, nur nicht über die Grenze nach Ungarn hinein zu fahren, da die Deutschen mich als Jüdin nie mehr zurück nach Deutschland liessen. Was tun? Er sagte, er würde im Schlafwagen schlafen und am Morgen mir in Wien helfen, dass der Bahnvorstand sich mit Hygienemalen, dem Grenzort in Verbindung setzten würde, dass der Bub allein bis zum österreichischen Buchs fahren sollte. Da sich die beiden Gegenzüge in H. treffen sollten, wollte er selbst dafür sorgen, dass das Kind mir geschickt würde. Der Vorschlag war gut und wieder halfen mir die Beamten. Ich wartete also in Buchs auf dem Bahnsteig, als ein Anruf an den dortigen Bahnvorstand kam und mitgeteilt wurde, dass der Bub im ersten Wagen sässe, betreut von 2 Damen. Ich war wie von einem Alptraum erlöst, aber was sollte ich nun zuerst mit einem 5 jährigen Bub machen, der mich nicht kannte und kaum Deutschsprach. Ich muss sagen, es war furchtbar. Das Kind wollte nichts essen, nicht spielen, in der Nacht nicht 'mal seine Schuhe ausziehen. Ein Engländer, der im selben Abteil mit uns reiste war erschüttert und gab sich auch die grösste Mühe, das Kind, das aus seinem gewohnten Kreis heraus gerissen war und nur Fremde um sich hatte, zu trösten. Am Samstag früh um 6 Uhr kamen wir in Lahr an, meine Schwägerin sollte um 8 Uhr über die Grenze kommen und den Buben im Auto zurück nehmen. Das Restaurant war noch nicht offen, also kein Frühstück und vor allem kein Taxi, da das Wetter so schlecht war, dass keiner fahren wollte. Ein Bahnbeamter rief einen ihm bekannten Chauffeur an und mit viel Überredungskunst und doppeltem Fahrpreis kam er zur Bahnstation. Auch meine Schwägerin erschien, wie verabredet, kontrolliert von den Deutschen. Als sie mit dem Kinde so schnell zurück fuhr, glaubten sie, sie wollte nur schmuggeln und hielten sie so lange an der Brücke auf, dass ich, die alles vom Bahnhof aus beobachten konnte, schon fürchtete, dass sie sie mit dem Kinde zurück behalten wollten. Der Chauffeur bemühte sich um sie und nach langem Bangen konnte er sie über die Brücke fahren, wo auf der

französischen Seite mein Bruder sie in Empfang nahm. Ich erreichte im letzten Augenblick meinen Zug nach Frankfurt, wo ich am Samstag Mittag ankam und vor Übermüdung und Aufregung nicht mehr ein einziges Wort heraus bringen konnte, die Stimme versagte für mehrere Stunden.

Die letzten Wochen in Frankfurt waren nur Hetze, Aufregung und Abschiednehmen. Der Bekannte, der über uns im 1. Stock wohnte, war aus dem Konzentrationslager Buchenwald von dort entlassen worden, da die Familie die Ausreise nach den Staaten hatte und schon für ein abgehendes Schiff gebucht hatte. Er war in einem furchtbaren Zustand, wollte Herbert noch unbedingt sprechen, um ihm Bericht zu geben. Herbert kam ganz Verstört von dem Besuch zurück, wie uns auch das Wiedersehen mit unserem Freunde Rechtsanwalt Max L. Cohn nach seiner Entlassung tief erschüttert hatte. Herbert hatte doch für die jüdischen Verwundeten aus dem 1. Kriege sorgen müssen und sie beraten, und so sassen sie bis zum letzten Tage auf unseren gepackten Koffern und Kisten- die Möbel waren bis auf die Betten schon abgeholt- und wollten ihn immer noch etwas sagen. Selbst am letzten Abend baten sie von der jüdischen Gemeinde noch, er möge noch einmal zur Sitzung kommen, was er natürlich ablehnen musste. Und es hiess natürlich Abschied von den alten Eltern nehmen, was das Traurigste und Schmerzliche war. Vater Frohmann war phantastisch mit seinen bald 88 Jahren. Die Hauptsache ist, sagte er, dass Ihr gut nach Chile kommt und dort ein neues Leben anfangen könnt. Kurz vor unserer Abreise kam ein Polizist zu uns, um nochmals alles zu prüfen, was wir mitnehmen wollten. Als er bei den Sachen, die uns in Schiffskisten folgen sollten, die Babysachen sah, die von meinen Kindern übrig geblieben waren und die ich für Gerda, die verlobt war, mitnehmen wollte, fragte er sofort: "Wo ist das Baby?" Ein erheitender Augenblick. Am 18. Januar früh morgens fuhren wir mit dem Zug nach Paris ab. Detta und Mann hatten uns mit unseren 11 Koffern an die Bahn gebracht. Wir hatten so viel sogenanntes Handgepäck, denn es sollte ja 7 Wochen dauern, bis wir in Amsterdam aufs Schiff gehen sollten. Diese 11 Koffern haben uns noch zum Schluss viel Aufregung und Ärger gebracht, denn an der Grenze mussten wir nochmals auf deutscher Seite mit allem zur Kontrolle aus dem Zuge. Man hatte uns nur 30 Mark für 4 Personen als Reisegeld erlaubt, da Hans noch nicht 10 Jahre alt war und nun sollten wir noch von dem Gelde die Gepäckträger bezahlen, die uns helfen mussten. Sie waren wirklich sehr nett und hilfreich, aber die Kontrolle war grauenhaft: Körpervisitation und dann Untersuchung jedes einzelnen Stückes. Als der Nazibeamte nämlich sagte: "So weit geht es?" antwortete Gerda: Gott sei Dank, worauf er so wütend wurde, dass er jeden Kleidersaum prüfte, ob nichts eingenäht wäre. Meinen Mann untersuchten sie selbst das Kunstbein und brauchten zu allem so lange, dass wir 2 Züge verpassten. Als die Mittagspause kam, schickten sie uns aus dem Zollraum, schlossen alles ab mit-<sup>sie</sup>samt unseren Pässen, die nach der Pause angeblich nicht mehr fanden, als viel später, da wir kaum den letzten Zug nach Paris erreichten. Sie hatten auch aus Versehen unseren kleinen Koffer mit unserem Waschzeug und Essen jemanden anderen mitgegeben, sodass wir nun ohne Essen warten mussten, denn wir hatten ja nur noch wenige Mark. Das Schlimmste war, dass unsere Eltern auf das Telegramm warteten, das wir bei Ankunft in Paris absenden wollten. Da entschlossen wir uns auf dem Bahnsteig, das Telegramm sofort abzuschicken, um sie nicht aufzuregen. Und der Vorstand mit der roten Mütze telefonier-

te an die erste französische Station, um zu fragen, ob unser Koffer von den anderen Emigranten dort abgegeben worden wäre, was wirklich der Fall war. So konnte ich ihn später dort schnellstens bei dem kurzen Aufenthalt abholen. Als wir endlich im Zuge, kaum fertig mit dem Wieder-Zupacken der Koffer sassen, sah uns ein mitreisender Franzose ganz mitleidig an, denn Hans fragte dauernd: sind wir nun über der Grenze? Als der Franzose es schliesslich bejahte, sprang Hans vom Sitz auf und gab uns jeden einen Kuss, worauf der Franzose weinend sagte: Was müssen Sie durchgemacht haben, dass so ein strammer 10 jähriger Bub so reagiert. Spät abends kamen wir in Paris an, wo mein Bruder in grösster Aufregung auf uns wartete, denn er hatte ja schon alle vorher ankommenden Züge nach uns abgesucht.

Mein Bruder, der schon Ende 1933 nach Frankreich ausgewandert war und nach harten Anfangsjahren dort einen Direktorposten bei Tungsram in Paris gefunden hatte, gab sich alle Mühe uns etwas aufzuheitern. Wir wohnten zwar in einem sehr bescheidenen, kleinen Hotel in seiner Nähe, verbrachten aber den Tag über in seiner Wohnung und während seiner Freizeit nahm er uns in seinem Auto durch ganz Paris, nach Versailles, etc. Wir besuchten Museen und Kirchen, aber das erste, was er tat, um uns in bessere Stimmung zu bringen, war uns in den ersten Disney-Film "Schneewittchen" zu nehmen, der uns mit den reizenden Melodien wirklich Vergnügen brachte. Im Louvre erlebten wir etwas ganz besonders Nettes, denn als ein Aufseher dort bemerkte - die meisten waren Kriegsbeschädigte, dass Herbert zu der internationalen Kriegsbeschädigten-Vereinigung gehörte, schellte er alle diensttuenden Aufseher zusammen, um zu beraten, wie man Herbert einen Posten in Paris besorgen könnte. Sehr besorgt und gastfreundlich war Professor Cassin zu uns. Zuerst lud er Herbert mit Hans zu einer Versammlung mit Essen in das Hauptbüro der Kriegsbeschädigten ein und dann gab er zu Ehren Herberts mit mir ein Essen in seinem eignen Heim, zu dem er verschiedene bekannte Persönlichkeiten, Minister und Politiker eingeladen hatte. Es war ein sehr interessanter Abend, es wurde natürlich französisch gesprochen, aber in seiner grossen Fürsorge hatte der Professor, der sich noch von seinem Besuch in Frankfurt her erinnerte, dass ich selbst sehr wenig französisch sprach, dafür gesorgt, dass ich neben einem Herrn sass, der sehr gut englisch konnte wie ich selbst. In Paris selbst habe ich auch zum ersten Male richtig kochen gelernt und zwar von meinem Bruder, der sehr gut kochen konnte und entsetzt war, dass ich ohne diese Kenntnisse auswandern wollte. Meine Schwägerin war verreist und so musste ich für uns 6 Personen kochen, Wenn ich nicht weiter konnte, rief ich im Büro meines Bruders an und fragte: "Herr Direktor, was muss ich nun tun?" Es war sehr lustig, aber so lernte ich kochen und auch richtig einkaufen, denn er nahm mich in die berühmten "Hallen" zum Einkauf mit, wo er bei den dortigen Verkaufsfrauen schon bekannt war - ein sehr grosser, kräftiger Mann. In Erinnerung an Paris blieb mir noch ein furchtbarer Nebeltag. Als wir abends in unser Hotel zurück wollten, war der Nebel so dicht, dass man nichts sehen konnte. Für einen Weg von ungefähr 15 Minuten brauchten wir 1 1/2 Stunden, wir schlichen an den Häuserwänden lang, das Schlimmste aber war, den grossen Place de Vichy zu überqueren, denn da gab es ja keine Häuser, um sich orientieren zu können. Die Menschen hatten ihre Autos mitten auf der Strasse stehen gelassen und baten, in den Eingängen der Häuser übernachten zu können. Wir blieben bis zum 6. März in Paris und fuhren früh morgens mit dem Zuge nach Antwerpen, wo wir uns auf der Hermondis, unseren

Schiff einschiffen mussten. Unser grosses Gepäck war direkt von Frankfurt mit der Eisenbahn nach Antwerpen gekommen, denn wir hatten den Transport dafür schon in Frankfurt bezahlt. Aber zu unserem grossen Schrecken hatten die Nazis als Schikane den Transport nur bis zur belgischen Grenze bezahlt und die belgischen Behörden veranlasst, von uns den Rest einzufordern. So fanden wir unser letztes Hab und Gut von Gittern eingesperrt am Kai vor. Wir hatten kein Geld, das Bargeld durfte nicht heraus gegeben werden und so war es unser grosses Glück, dass ich in Antwerpen einen Vetter hatte, der uns erwartete. Nach einem Telefongespräch mit meinem Bruder, der versprach das Geld sofort zu überweisen, liess uns die Firma meines Veters das notwendige Geld, sodass wir noch im letzten Augenblick unser Gepäck auf unser Schiff bekamen. Wir fuhren erst gegen Abend ab, denn das Schiff musste noch auf einen chilenischen Gast warten- auch zu unserem Glück, und die nächste Flut abwarten, um den Hafen verlassen zu können. Die Kinder und ich standen auf dem Deck, um Abschied von Europa zu nehmen, Herbert war nicht fähig dazu, denn die Aufregungen im letzten Augenblick und der grosse Abschiedsschmerz von Europa, das wir nie wiederzusehen glaubten, hielten ihn in der Kabine fest. Es war unglaublich traurig, das europäische Festland im Abenddämmer verschwinden zu sehen und wir drei vergossen natürlich viele Tränen. Das wir auf einem deutschen Schiff in unsere neue Heimat fuhren, will ich auch noch von dieser Reise erzählen, die im allgemeinen sehr schön verlief. Wir fuhren von Antwerpen bis Colon direkt, ohne einen Hafen anzulaufen. Wir waren 28 Passagiere, 18 Erwachsene und 8 Kinder, wir waren die einzigen Juden. Zuerst liess sich der Kapitän nicht im Speisesaal zu den Mahlzeiten sehen, und wir hatten ein nicht gutes Gefühl, denn wir waren sehr isoliert, sassen allein an einem Tisch. Nach drei Tagen erschien er, ein besonders netter Mensch, der uns sehr herzlich begrüßte. Wie mutig er war, sollte sich noch im Laufe der Reise zeigen. Er war ein Antinazi wie sein erster Offizier und Ingenieur, während der junge Arzt, der in seinem Beruf noch sehr unwissend war, stramme Nazis waren. Auch einen Steward, der zu einer der N.S. Organisationen gehörte, hatte man dem Kapitän aufs Schiff beordert. Bald am Beginn der Reise, als die Seekrankheit der Passagiere im Ärmel-Kanal überwunden war, musste der Kapitän ein vorgeschriebenes Beisammensein am Abend arrangieren. "Kinder", sagte er zu uns, das ist nicht für Euch, Ihr versäumt dabei nichts, ich lade Euch nächsten Abend zu mir in meine Kajüte ein und da hören wir Tauber und Alparplatten, ich nehme mir immer schöne Platten aufs Schiff mit. Wir waren auch am nächsten Abend zu einem Glas Wein bei ihm und er liess nur den Nazi-Steward Dienst tun und beorderte ihn hin und her, damit dieser nicht sagen konnte, wir waren heimlich beim Kapitän. Bei den folgenden Bordfesten waren wir immer dabei und beim ersten hatte der Kapitän Gerda und mich an seiner Seite bei Tische gesetzt und zu mir gesagt: " Ich habe gefürchtet, Ihr würdet mich gar nicht ansehen." Einigen der Passagiere hat das Benehmen des Kapitäns uns gegenüber gar nicht gefallen und eine alte Dame aus Valparaiso hat sich besonders aufgeregt wenn einige der Besatzung mit Gerda tanzten. Aber ich muss sagen, dass auch einige Passagiere sehr nett mit uns waren, besonders die Frau eines Fliegers, der in Ecuador arbeitet. Sie war zu Ferien in Deutschland gewesen. Auf der langen Fahrt bis Colon kam ich eines Morgens sehr frühzeitig auf Deck und da raste der Kapitän hin und her und sagte dann: " Vorhin hat mir ein englisches Kriegsschiff Zeichen gegeben, dass ich mich zu erkennen geben müsste." Er wusste nicht, was vorgefallen war, denn er hatte bei seinem persönlichen Radio feststellen müssen, dass man ihm ein Teil heraus genommen hatte, so-

dass er keine ausländischen Radios abhören konnte. Erst in Colon konnte er sich wieder das Teil besorgen. Er fürchtete, es wäre Krieg ausgebrochen und müsste umkehren, aber er tröstete uns; erst würde er unter irgend einen Vorwand eine mittel-amerikanische Insel anlaufen und uns dort absetzen. In Colon hätten wir von Bord gehen können, was aber reichlich Geld gekostet hätte. Wir wollten doch von der Bordgeld nichts Unnötiges ausgeben und blieben auf dem Schiff, während einige der Besatzung Gerda einluden, mit ihnen bis zur Dunkelheit mitanzugehen, damit sie Colon sehen könnte. Ein alter Steward versprach, sie rechtzeitig zurück zu bringen, bevor sie zum Amüsenent weiter zogen, war er auch prompt tat. Der Weg durch den Panama-Kanal war wunderschön und sehr interessant. Wir waren noch bei Tageslicht abgefahren, aber als wir durch den Urwald kamen, brach die Nacht ein. Es war eine ganz klare Nacht, ein herrlicher Sternenhimmel und dazu die fremden Geräusche und Stimmen der Vögel und Tiere, die man nicht sehen konnte. Der Kapitän hatte Hans mit auf die Brücke genommen und ihm die Sterne gezeigt, die man am europäischen Himmel nicht kennt. An Panama fuhren wir nur vorbei, wir hatten in Colon genug geladen und zur Besatzung einige Neger aufgenommen, da die europäische Mannschaft in der Tropenhitze nicht allein die schwere Ladearbeit machen konnte. Wir fuhren zuerst nach Benaventura, einem trostlosen Ort, über den wir sehr staunten. Kurz nach Benaventura kamen wir in einen Tropenregen, über den wir noch mehr staunten, denn man sah weder Himmel noch Erde, sondern nur Regen, der unser Schiff ganz einhüllte. In Ecuador gingen wir nicht in den Hafen von Guayaquil, weil nur ein Ehepaar das Schiff verlassen wollte. Er war ein deutscher Bierbrauer, der in Ecuador eine Brauerei hatte. Er war ein riesengrosser, sehr starker Mann, der zu unserem Vergnügen bei den Mahlzeiten die Speisekarte von oben nach unten gegessen hatte und noch mehr Vergnügen hatten wir ihn zu beobachten, wie er die schwankende Schiffstreppe ins Boot, das ihn in den Hafen bringen sollte, hinunter ging. Der Kapitän fürchtete sehr, dass er ins Meer fallen könnte. Spass hatten wir auch in Callao, Peru. Da kam eine hochschwängere Frau an Bord, worauf der Kapitän, der den Arzt gern hoch nahm, diesen sofort zitierte und fragte: "Wissen Sie auch, was Sie tun müssen, wenn die Frau an Bord das Kind bekommt?" Der Arzt fing daraufhin an zu zittern und der Kapitän befahl: "Sofort hinsetzen und studieren und lesen, was Sie zu machen haben, ich möchte keine Schwierigkeiten haben." Wir waren auch an Bord geblieben, obwohl der Zahlmeister und aus Versehen unsere Pässe gegeben hatte, denn Peru hatte zu der Zeit keine Landung von Juden ohne vorherige extraerlaubnis gestattet. Wir wollten nichts riskieren und haben so nicht Lima wie die anderen gesehen. Der Zahlmeister hatte uns versprochen, uns das nicht verbrauchte Bordgeld in chilenischen Pesos auszuzahlen, aber als es so weit kam, hatte er nur für die Hälfte des Geldes Pesos und versprach uns den Rest zu schicken, wenn das Schiff von Süden nach Valparaíso zurück käme, wo es immer Pesos einnehme. Wir haben das Geld, das wir sehr nötig gebraucht hätten, nie gesehen. Arica war unser erster chilenischer Hafen, wo die ersten Kontrollen waren. In Coquimbo kam ein guter Frankfurter Freund aufs Schiff, der schon dort arbeitete und uns begrüßen wollte, denn er wusste, dass er nicht so bald nach Santiago kommen würde. Und dann kam Valparaíso, das Ziel unserer Schiffsreise. Wir hatten uns mit unserem Kapitän, mit dem wir nach dem Kriege noch korrespondierten, richtig angefreundet, auch mit dem ersten Offizier und Ingenieur hatten wir gut gestanden und als wir das Schiff verlassen wollten, standen sie an der Reeling, aber auch die Offiziere und der Arzt, die der mutige Kapitän Aschoff gerufen hatte. Er sagte zum Abschied: "Seht, da



geht ein Deutscher von unserem Schiff, der für Deutschland gekämpft und sein Bein verloren hat und der nun Deutschland verlassen muss."

Margot Frohmann - Reichmann

1982